

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Nr. 35.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Herrschen oder dienen?

Roman von M. Kaufsky.

(8. Fortsetzung.)

Alfred war vor den Spiegel getreten, und hatte seine elegante Kravatte zurecht geschoben, er machte nun eine ärgerliche Grimasse.

„Deine Schwester hat dich geladen, und du kannst dich dieser Einladung nicht entziehen, ich hätte nur gewünscht, daß du eine etwas geschmackvollere Toilette gewählt hättest.“

„Ich habe keine Auswahl, Alfred.“ Das klang so einfach und sanft, ohne Bitterkeit und Vorwurf, aber es wirkte gewissermaßen ergreifend.

„Verzeih mir,“ sagte Alfred fast beschämt, — „es ist vielleicht meine Schuld, daß du noch immer diese alten Kleider tragen mußt, ich habe mich eben in meinem Leben um Frauentouilletten nicht zu kümmern gehabt, aber morgen —“ sein Ton war fröhlicher und scherzend, „morgen werde ich dich für's Theater kostümieren, und dann sollst du diesen abstoßlichen Hut gewiß nicht aufsetzen; du wirst das venetianische Spizentuch tragen, das ich dir einmal gekauft habe, und das dich wunderhübsch kleidet.“ Er nam den Arm seiner Frau, die ganz glücklich ihn anlächelte. Sie grüßte Fritz, der trotz wiederholter Aufforderung zum Mitkommen nicht zu bewegen gewesen, und verließ das Zimmer und bald darauf das Haus.

Fritz sah ihnen nach und gedankenvoll ging er einigemal im Zimmer auf und nieder. Die bängliche Frage, wie es um das gemeinsame Glück dieser beiden guten Menschen bestellt sei, drängte sich ihm auf, er zögerte noch, sie zu beantworten. Und schon drängten wieder neue und andere Bilder sich seinem Geiste auf, und alles, was ihn bei seinen heutigen Wanderungen so sehr entzückt, ward in seiner Phantasie lebendig, stand in seiner plastischen und farbigen Wirklichkeit ihm vor Augen. Und plötzlich, wie einem innern Drange gehorchend, griff er nach Pinsel und Palette, und mit seinem Sacktuch die Kiste von dem Karton staubend, so daß von der Zeichnung nur der dürrigste Umriß blieb, begann er die Straßenszene, die er vorhin flüchtig skizziert, nun mit dem Pinsel auszuführen.

Sechstes Kapitel.

Am Markusplatz waren die großen Gasandelaber angezündet, aus denen weithin leuchtende Flammen sprühten, eine Militärkapelle, die in der Mitte der Piazza Stellung genommen, spielte moderne Weisen, und auf dem Marmorboden, der an Glätte und festem Gefüge jeden Parketboden übertrifft, promenirte eine nach

hundertem zälende Menge, lachend, plaudernd, singend, in Gruppen sich zusammen findend und sich wieder trennend. Auch durch die offenen, hell erleuchteten Arkaden, wo die eleganten Verkaufsläden sich befinden, wo die Juweliere und Goldarbeiter, die Glas- und Antiquitätenhändler ihre glänzendsten und gleichendsten Produkte ausgelegt, wogte ein Menschenstrom auf und nieder.

Diese gewaltigen Bogenhallen der, in großartigen Dimensionen angelegten alten und neuen Prokuration umgeben den Platz von drei Seiten, während das phantastische Wunder des Domes ihn von der vierten gleichsam abschließt. So erhält man von ihm den Eindruck eines riesigen Festsaales, der in seiner Schönheit bezwingend, in seiner Großartigkeit erhebend wirkt. Und darüber wölbt sich ein ätherlarer, vom Mondlicht sanft erhellter Himmel, in dem die ewigen Sterne glänzen; eine milde laue Luft, die den erfrischenden Hauch des Meeres noch mit sich führt, umweht, umschmeichelt uns, und macht das Atmen zur Wollust. Welch eine eigenartige Poesie bringt so ein Abend am Markusplatz verlebte, und welche herzbewegende Frölichkeit läßt er entstehen! Der Geist vergangener Jahrhunderte spricht zu unserem Gemüth, wird uns verständlich und zugleich sind wir erfüllt von dem vielgestaltigen Leben der Gegenwart. Es ist nicht die vornehme Welt allein — die sich überall gleicht und überall gleich langweilig ist — die sich hier zusammen findet, es ist das Volk Venedigs, in all seinen Schattirungen und Abstufungen, in seiner aufsprudelnden südlichen Lebendigkeit, das uns da entgegentritt.

Alle Stände sind hier untereinander gemischt. Das Fischerweib promenirt mit ihrem Fächer neben der eleganten Dame, der Arbeiter setzt sich vor dem Café an denselben Tisch mit dem Kavaliere, mit dem Künstler, selbst der zerlumpteste Fackin läßt sich durch seine elegante Nachbarschaft nicht in seiner lauten Frölichkeit beirren und dieser fällt es eben so wenig ein, sie ihm übel zu nehmen. Bleibt doch diese Frölichkeit, so jauchzend, so ungenirt sie sich auch äußern mag, stets liebenswürdig.

Fritz, der von der Piazzetta kam, erhielt diesen Eindruck. Er überließ sich ganz dem heiteren, sinnlichen Zauber, den diese unbeschreiblich lebendige Szenerie des Markusplatzes auf ihn übte, dem Gefühle sorgloser Genußfreudigkeit, die sie in ihm erregte; und er schlenderte mit den übrigen hin und her, und gleich den übrigen sumte er die Melodien nach, und lachte den dunkeläugigen Mädchen zu, die ihm entgegen kamen, im Takte den Kopf wiegten und dazu trällerten, dabei die schwellenden Rippen offen haltend, sodaß man zwei Reihen blinkender Bäume sah.

Dann trat er in die Arkaden und ging die aneinander schließenden Bogenhallen entlang.

Nähe dem Café Florian machte er Halt. Eine Unmasse von Tischchen und Stühlen befanden sich hier und waren weit auf den Platz hinaus aufgestellt. Eine zahlreiche Gesellschaft hatte sich hier niedergelassen, er gedachte es auch zu tun. Aber noch hingen seine Augen betrachtend, und sie vermochten sich nicht los zu lösen, auf dem seltsam phantastischen Bau der Markuskirche, auf dessen Kuppeln und Türmchen jetzt das Mondlicht ruhte, während der übrige Teil in seiner byzantinischen Pracht, vom Dämmerlicht umflossen, nur noch geheimnisvoller sich gestaltete, und nur der Goldgrund der Mosaiken deutlich hervor bligte. Er stand an einem der mächtigen Marmorpilaster gelent, an dem ein gelber Vorhang, der während der Mittagsonne vor den offenen Bogen gezogen, und der nun zurückgeschlagen war, sich hübsch drapirte. Noch immer starrte er durch den Bogen hinaus, über den Platz hinüber, nach dem Dome. Da lenkte eine gewisse Bewegung, die in der Menge sich kundgab, ein Geplüster, seine Gedanken von dieser Schöpfung der Kunst auf seine nähere Umgebung. Nicht allzu weit von seinem Standpunkte waren einige der runden Tischchen einander näher gerückt, und eine junge Dame, die in Begleitung einer älteren an einem derselben Platz genommen, schien der Magnet zu sein, dem alle diese Körper sich zuwendeten.

Alles sah nach ihr, alles sprach von ihr.

„Signora Bianca!“ die Luft um ihn herum schien von diesem Namen erfüllt, und weich und melodisch klang das Echo, das ihn weiter trug.

Also das ist sie! dachte auch er. Auch seine Augen hatten sich der vom Gaslicht genugsam erhellen reizvollen Erscheinung zugewendet und er betrachtete sie unverwandt in kritischer Analyse.

Sie ist schön, gestand er sich, nicht allein durch die Gabe, die ihr die Natur verliehen, als vielmehr durch das Raffinement einer Kunst, eines Geschmacks, durch welchen sie jeden ihrer Vorzüge noch zu heben weiß.

Wie pikant und wie harmonisch zugleich stimmt doch dieses Kleid in seiner zarten Farbe, man weiß nicht, ist es rosa, ist es gelb, zu ihrem lebhaft frischen Teint, zu diesen schwarzen Haren, die so massig in weichen Wellen ihre Stirn umfluten. Und dieser weiße Hut, wie leicht umramt er ihren feinen Kopf, wie jugendlich läßt er sie darin erscheinen. Aber verrät nicht diese distinguierte Art sich zu tragen, Geist? und ihre Haltung und Bewegung und jedes Lächeln, get es nicht von innen aus, verrät es nicht ästhetisches Gefühl und eine Borntheit der Empfindung?

Wah, machte er fast verächtlich, welche Geschöpfe sind es doch, die alle diese Vorzüge mit ihr teilen! und auch bei ihr ist es Dressur.

Es sind die Berechnungen einer Kofette, und die Talente ihrer Modistin, die hier den Ausschlag geben.

Eine Anzahl Kavaliere hatte sich um ihren Tisch und um den zunächst gerückten gesammelt.

Sie schienen bereits viele derselben zu kennen, einige andere wurden ihr soeben vorgestellt.

Sie nam diese Vorstellungen entgegen mit der Huld und Borntheit einer Königin.

Fritz empfand unwillkürlich den Kontrast zwischen einst und jetzt. Hatte er auch erwartet, Elvira so wieder zu sehen? Das einfache schmucklose Kind, das mit ihm am Chor gesungen, und das ihn einst mit heißen Augen, in denen die Tränen standen, angesehen hatte.

Warum fielen sie ihm gerade jetzt ein diese Augen, warum mußte er jetzt der Stunde gedenken, wo sie ihm ihr Herz verraten hatte?

Unberechenbare Zufälle des Lebens, unberechenbare Stimmungen des Menschenherzens!

Damals hatte er Mitleid, eine Art Erbarmen mit dem jungen Mädchen gefühlt, dem es in den Sinn gekommen war, Neigung für einen Burschen zu empfinden, dessen Herz bereits anderweitig vergeben war. Diese Entdeckung hatte ihn damals verlegen gemacht und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er in seiner einfältigen und rauhen Tugend darüber unwillig geworden. In diesem Augenblick reizte es ihn zu denken, daß diese blendend schöne Erscheinung, diese Künstlerin, der alles anbetend zu Füßen liegt, und die diese Huldigung gleichgültig mit einem kalten Lächeln entgegennimmt, daß diese Elvira ihn einst geliebt! Es kitzelte seine Eitelkeit, wenn er sich's auch nicht gestehen wollte.

Eine herrliche Magnoliablüte ward ihr in diesem Augenblick von einem der Herren überreicht. Sie hob den Arm, sie ent-

gegen zu nehmen; das Licht des Kandelabers fiel auf denselben, von dem die Spizen weit zurück fluteten; wie schön geformt war dieser Arm, wie blendend. Sie hatte ihr Gesicht aufwärts, dem Geber zugewendet, aber ihre Augen namen plötzlich die Richtung nach der Seite wo Fritz stand; hatte sie ihn entdeckt? hatte sie ihn erraten? Es war ihm, als würden seine Nerven in geheimnisvoller Weise afficirt und als müsse er sich dieser Einwirkung entziehen. Er trat hinter den Pfeiler zurück.

Zwei distinguiert aussehende Herren kamen über die Stufen herauf, sie blieben knapp neben ihm stehen.

Er erkannte in dem einen Hellenbach. Er hatte noch immer die leichte nonchalante Art und das vergnügliche frivole Lächeln von ehemals. Die Züge schienen schlaffer nur und weiblicher, eine tiefe Falte zwischen den Brauen ließ indes vermuten, daß ihm doch etwas von seiner frühern Sorglosigkeit abhanden gekommen war.

Er unterhielt sich deutlich in lebhafter Weise mit einem noch jungen und ziemlich hübschen Mann, dem seine Magerkeit, seine Blässe, sein fränkisches heruntergekommenes Wesen ein besonderes aristokratisches Aussehen gab. Ein dritter gestellte sich zu ihnen. Es war ein kleines dickliches, etwas schwammiges Herrchen, das außerordentlich knapp und streng nach der Mode gekleidet war, und das einem Pavian so ähnlich sah, wie überhaupt ein Mensch ihm ähnlich sehen kann, was ihn keineswegs hinderte, sich für ungeheuer geistreich und unwiderstehlich liebenswürdig zu halten. Er mischte sich auch mit aller Vertraulichkeit und ungemeiner Wichtigkeit sogleich in das Gespräch.

Fritz blieb beobachtend, die Arme über die Brust gekreuzt, an den Pfeiler gelent.

Dies war also Hellenbach, der Glückliche, der den heißen Ehrgeiz, die Unerfahrenheit dieses Mädchens benützt hatte, um sie für seine Begierden zu gewinnen; es war ihm gelungen, und ungestraft und unbeirrt konnte er sich ihres Besitzes freuen.

Der Gedanke empörte ihn, aber es fiel ihm ein, was Elvira in jener Stunde, da er sie gewarnt, ihm anvertraut hatte, daß sie diesen Mann nicht liebe, daß sie ihn niemals lieben werde, aber sie werde ihn zu ihrem Sklaven machen. Hatte sie Wort gehalten, hatte sie dergestalt selbst das Rächeramt übernommen? Unwillkürlich horchte er auf das Gespräch, das sich da vor ihm entwickelte.

„Der französische Gesante, Graf Saint Ballier, ist von Rom hierhergekommen, nur um sie zu sehen, um morgen ihrem ersten Auftreten beizuwonen,“ sagte Hellenbach im Ton einer stolzen Befriedigung.

Der kleine Knappgekleidete kicherte behutjam, mußte er doch bei jeder stärkeren Bewegung fürchten, daß ihm eine Rat platze: „Was hat das zu bedeuten, hehe, gegen die Excursionen, die ich schon ihretwegen unternommen habe, hehe! bin ich ihr nicht von Paris nach Mailand, von Mailand nach Venedig nachgereist? Sie wissen es eher Baron, und daß ich imstande wäre, tausend Tollheiten zu begehen, nur um in ihrer Nähe zu atmen!“ Er hatte in seinem Entusiasmus eine unvorsichtige Bewegung ausgeführt, sodaß es krachte, worauf er sich gerade richtete und den Atem einhaltend, eine Weile ganz steif blieb, wobei sein dummes Gesicht den Ausdruck völliger Leerheit annahm.

„Der Gesante kante sie von Paris aus?“ fragte der Blasse, einen begehrliehen, etwas gläsernen Blick nach der reizenden Künstlerin entsendend.

„Ja wol!“ antwortete Hellenbach, „sie hat, durch Faure eingeführt, in seinem Salon gesungen, damals schon hatte sie alles entzückt, und Graf Saint Ballier selbst war es, der ihr eine rasche und glänzende Karriere vorhergesagt.“

„Und ich auch, Baron, ich auch,“ rief der Schwammige, Festgeschwürte, seinen breiten Mund aufreißend und in übergroßer Wichtigkeit ihn offen lassend.

Der Blasse nickte. „Es ist eingetroffen und es hat sie nicht allzuviel gekostet, man sieht es, sie ist so frisch, so entzückend frisch.“ Er atmete tief auf, wie im Verlangen, dann lehnte er sich erschöpft an einen Stuhl, und die Lider schlossen sich über den großen Augen, als hätten sie nicht die Kraft, sich offen zu halten.

„Sie ist eine Zauberin!“ rief der Enggekleidete in einem woltemperirten Entzücken. „Und ihr Geist erst, o, warhaft stupend. Ich versichere Sie, Graf, ihr Geist versetzt mich in eine immerwährende Ekstase!“ Sein breiter Mund blieb offen, gleichsam die Größe dieser Ekstase andeutend; dann, nur widerwillig ihn zur Artikulation zwingend: „Ich weiß nicht, wie das kommt, aber sie gibt mir manchmal zu denken.“

„Ah!“ machten die beiden andern, in ironischem Erstaunen.
„Ja, ja, sie hat so ihre Sonderheiten, sie hat so ihre Launen, auch mir gegenüber, aber wer trüge sie nicht gerne von einem solchen Weibe.“

Der blasse Aristokrat hatte wieder nach ihr hinübergesehen.
„Diese Frauen allein wissen uns zu beschäftigen,“ murmelte er wie für sich, „sie allein verstehen es, uns anzuregen, ja selbst noch aufzuregen. —“ Ein schwerer Atemzug hob seine eingesunkene Brust.

„Was sehe ich? Dio mio, sie hat dem Marchese Tobbio eine Rose überlassen!“ rief in eifersüchtigem Aerger der vorsichtige Entusiast und er zeigte in kurzer, unbeholfener Bewegung nach Elvira hinüber. „Was sagen Sie, Messieurs, eine Rose?! Dieser Mensch scheint mir nicht geboren für ein solches Glück.“

„Er wurde Elvira erst heute vorgestellt,“ bemerkte Hellenbach.

„Da haben wir's, erst heute vorgestellt!“ Die dünne, hohe Stimme des kleinen Enggepreßten schnappte in Desperation fast über. „Und ich bin ihr von Paris nach Trouville, von Trouville nach Paris, und von da nach Mailand und nach Venedig nachgereist, — und dann die Stellung und das Renommée dieses Menschen, cher Baron, sie sind mehr als zweifelhaft.“

„Wann werden Sie mich bei der Signora einführen?“ fragte der Schwächliche, und es klang so dringlich, als ob er wüßte, daß er nicht mehr viel Zeit zu verlieren habe.

„Sobald die Signora überhaupt Fremde empfängt, lieber Graf, bisher war ihr Salon nur einem kleinen Circle vertrauter Freunde geöffnet.“

„Ich gehöre zu diesem Circle,“ warf der Kleine mit ungeheurer Wichtigkeit dazwischen.

„Ich habe Sie sehr im Verdacht, Baron, daß Sie diese Zurückhaltung der Signora protegieren, um dieses Kleinod nur für sich zu behalten,“ sagte der Graf.

Eugen hatte ein übermütiges Lachen. „Könnte man mir das verübeln?“

Zu dem Augenblick trat Marchese Tobbio, die eroberte Blume in der Hand, zu ihnen. Es war ein großer, robuster Mann, mit einem scharfen, kantigen Gesicht von ächt südlichem Typus, mit dem Lächeln eines Satirs, der sich dreist und überlaut gab, und sich absichtlich auffallend geberdete.

„Beglückwünschen Sie mich, Messieurs,“ rief er französisch und mit zwei Fingern ihnen eine Rose entgegenhaltend, „ich habe sie aus ihrer Hand, direkt aus der Hand dieser Göttlichen. Sie wollen mir nicht glauben, ich habe Zeugen dafür. Sie noch daran, la diva! Sie noch zweimal daran! Da brachte ihr Graf Brede eine Magnolia, sie ließ die Rose, das heißt, sie überließ sie mir; sie wollte einen Glücklichen machen, und sie wählte einen, der dieser Auszeichnung würdig war.“ Er blickte mit unerschämter Herausforderung um sich. „Und sie lächelte hierauf, und ich drückte sie an mein Herz, — die Rose nämlich. Sie glauben mir nicht? Ich habe Zeugen dafür, freilich Zeugen, die darüber vor Reid und Misgunst bersten möchten, haha. Ich erkenne auch die gefährliche Situation, in der ich mich befinde, und ich rette mich und meine Rose aus diesem Kreise.“

„Ich hoffe, Sie werden sich noch weiter retten,“ sagte der blasse Graf, ihn mit einem kalten Blick messend, in unverholener Verachtung.

Der Große lachte jovial. „O, es ist nicht das einzige, was ich erhalten habe.“

„Was meinen Sie damit?“ fragte Hellenbach vornem.

„Erschrecken Sie nicht, Baron, es ist nichts, was Sie alteriren könnte — noch nichts — aber es macht mich nichtsdestoweniger sehr glücklich.“

„Was ist es denn, was wäre es denn?“ rief der Kleine, mit offenem Munde in neugieriger Verwunderung ihn anstarrend.

Der Marchese zog eine blaßrote Schleife aus seinem Busen. „Von ihr!“ sagte er leiser, in theatralischer Exaltation.

„Wie, was?“ stotterte der Enggepreßte, und es gab ihm einen Riß, wobei seine enge, die Taille umschließende Hülle bedenklich knirschte.

„Sie glauben es nicht? Ich habe Zeugen dafür.“

„Sie rufen sogar für Ihre Diebstäle Zeugen an, das ist nicht übel,“ bemerkte Hellenbach in feiner Ironie.

„O, solche Dieberei wird nicht bestraft, man rühmt sich ihrer,“ rief der Marchese lachend. „Aber ich sehe dort Lord Baltown, meinen Freund, einen der glühendsten Verehrer der Signora, er würde es als das höchste Glück betrachten, ihr vorgestellt zu werden. Ich werde ihn Ihnen bringen.“

„Aber vorher werden Sie die Güte haben, das geraubte Gut der Signora zurückzugeben,“ sagte Hellenbach.

Der Marchese tat einen Satz und in dem Augenblicke war auch schon die Schleife aus seiner Hand verschwunden, ohne daß man gesehen, wohin er sie getan. „Niemals, niemals Baron,“ rief er so laut und so patetisch, daß sogleich alles nach ihnen hinblickte, „ich würde sie verteidigen mit meinem Leben!“

Zugleich wendete er sich und er war in dem Menschengewühl, das die Arkaden durchströmte, verschwunden.

„Der Schwindler!“ rief der Kleine in übermäßigem Zorn, und ohne auf seine Eingepreßtheit zu achten, „aber solche Kerle haben Glück, man könnte aus der Haut fahren!“

Es trachte, er besann sich erschreckt, daß dies in der That der Fall sein könnte, und er hielt rasch den Atem ein und stellte sich aufrecht wie eine Stange.

Der Graf hatte die Hand Hellenbachs ergriffen.

„Sie hätten sie ihm nicht lassen sollen,“ flüsterte er und seine blutleeren Lippen zuckten zusammen.

„Ich kenne dieses Subjekt, ihm sind diese Gegenstände einer nur fingierten Verehrung veräußlicht. Der get zu Lord Baltown, und er wird ihm die Schleife verschachern.“

Seine Irritation übermante ihn, seine Figur schien zusammen zu sinken, seine Züge wurden noch blässer, sie fielen ein, die Lider schlossen sich über den Augen.

Eugen beugte sich über ihn, er suchte ihn zu beruhigen, zu trösten.

Fritz richtete sich ungestüm in die Höhe, sein Herz klopfte empört in seiner Brust; er drückte den Hut tiefer in sein Gesicht und eilte hinweg.

Er hatte genug, er wollte nichts weiter sehen, nichts weiter hören. Ekel überkam ihn, Ekel über diese Gesellschaft, Ekel über diesen Fetischdienst, diesen frivolen Kultus, der nicht einmal der Künstlerin galt, nein, sie hatten sie als solche noch nicht bewundern können, nur dem Weibe, das in die Mode gekommen war, weil man wußte, daß es andere entzündet; weil ihm der Ruf voranging, daß es die Begehrlichkeit anderer schon entzündet hatte. Und welche wilde krankhafte Gier äußerte sich da, um in diesem Wettrennen von Huldigungen mitzutun, um vor anderen einen Preis zu erringen.

Und dieser Hellenbach vollends, den die Lüsternheit der andern kitzelte, der sie noch stachelte, um mit übermütigem Behagen und stolzem Selbstgefühl sich als der Besitzer dieses kostbaren, vielbegehrten Gutes zu fühlen, und sich damit zu brüsten! Ein wilder Zorn brante in ihm auf, der für ihn mit einer Art Schmerz verbunden war.

Elvira war so schön, und sie war ihm vorhin noch in einem so vornehmen Reiz, in so poetischem Licht erschienen, aber die Erbärmlichkeit ihrer Bewunderer, die Erbärmlichkeit der Gesellschaft, in der sie lebte, entkleidete sie dieses Zaubers, sie raubte ihr jeden Reiz, sie entstellte sie, zog sie herunter, und das tat ihm wehe.

(Fortsetzung folgt.)

Universitätsleben und Universitätsfreunde.

Eine Erinnerung von J. D. S. Temme.

Das Universitätsleben in Deutschland ist ein ganz besondrer Vorzug des deutschen Lebens, den keine andre Nation mit ihm gemein hat, um den andre Nationen uns vielfach beneiden. Ausländern, die eine deutsche Universität besuchten, bleibt ihre „deutsche Burschenzeit“ stets die liebste und erhebenste Erinnerung ihrer Jugend.

Ich kam in späteren Jahren hier in der Schweiz oft mit Fremden zusammen, die auf einer deutschen Universität studirt hatten. Sie gehörten den verschiedensten Nationalitäten an; sie namen in ihrer Heimat die verschiedensten Stellungen ein — vielfach hohe und bedeutende. Alle gehörten sie dort zu der Aristokratie. Der Aristokrat bleibt auch in der Fremde exklusiv.



Auf der Schaukel. (Seite 481.)

Jene Fremden, wenn auf das deutsche Universitätsleben das Gespräch kam, waren plötzlich nicht mehr Aristokraten, nicht mehr exklusiv, nicht mehr zugeknöpft; sie waren wieder deutsche Studenten, Burschen.

Das ist ja der besondere Reiz, der Zauber des deutschen Studentenlebens, daß in ihm alle gleichstehen, daß kein äußerlicher, zufälliger Vorzug sich geltend machen kann, daß Achtung und Liebe nur durch Mut und Ehrenhaftigkeit und treue Kameradschaft erworben werden können.

Darum erzählt man auch so gern von seinen Universitätsjahren und Universitätsfreunden.

Ich war zweimal Student.

Das erstemal bezog ich die Universität zu Michaelis 1814. Am 22. Oktober 1798 geboren, hatte ich also mein sechzehntes Lebensjahr noch nicht ganz vollendet. Für das Burschenleben war ich in doppelter Beziehung noch nicht reif. Einmal vermöge jenes zu jugendlichen Alters.

Andererseits wegen meiner verhältnismäßig wenig entwickelten, eigentlich noch unentwickelten Körperkräfte. Ich war etwas künstlich parforcirt,

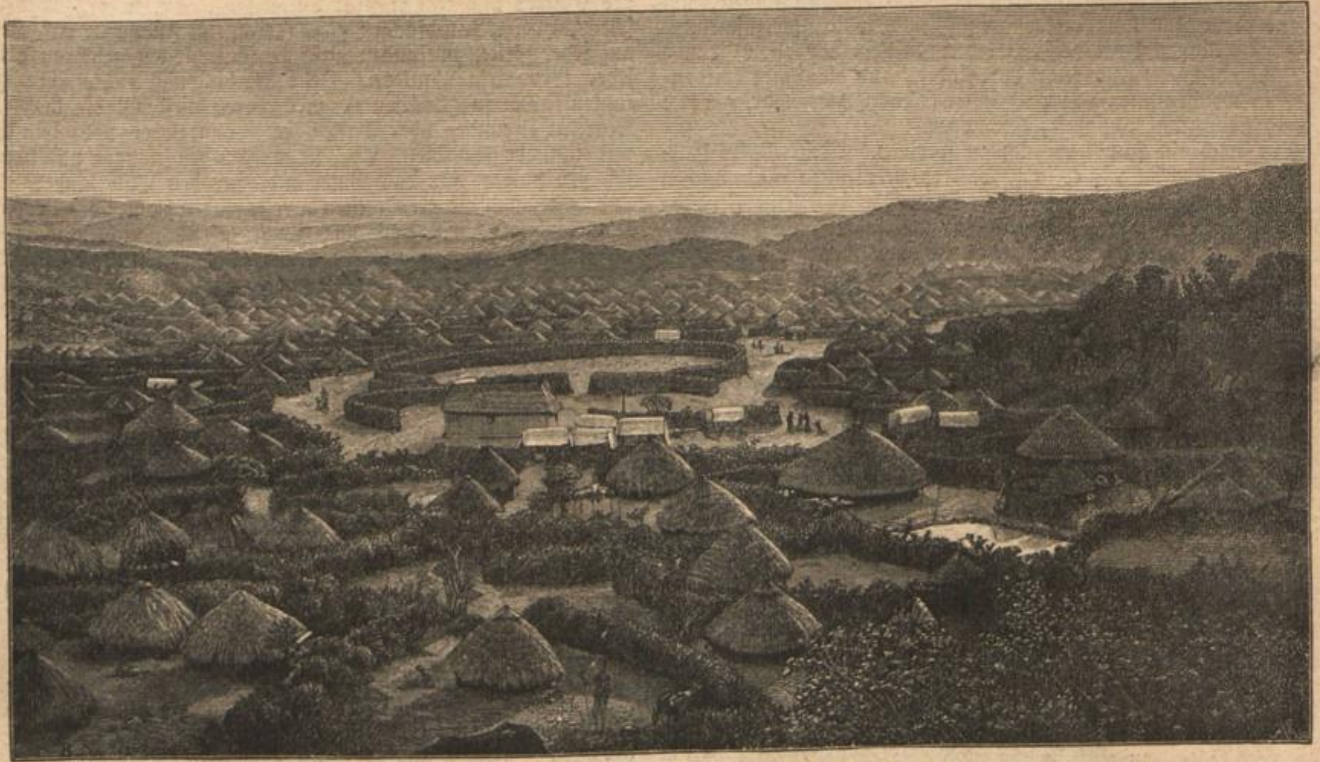
Mein Vater war ohne Vermögen, lebte mit seiner zahlreichen Familie — acht Kindern, von denen ich das älteste war — von einem mäßigen, eigentlich geringen Gehalte. Zum Auskommen mußte nach allen Seiten hin gespart werden. Studiren sollte ich einmal, und zwar die Rechte. Meine Vorfahren waren sämtlich, nachweisbar seit dem Jahre 1620, Rechtsgelehrte — im Münster-

lande — gewesen. Wie hätte ich nicht gleichfalls studiren und zwar Jurist werden sollen? — Es mußte die größte Sparsamkeit dabei ins Auge gefaßt werden. Zu jener Zeit existirte eine Universität zu Münster in Westphalen. Sie hatte schon unter den Bischöfen bestanden; die preussische Regierung hatte sie bei der ersten Besitznahme des Bistums (1806) bestehen lassen; sie hob sie auch bei der Wiedereinnahme (1813) nicht auf. Erst später, wenn ich nicht irre, im Anfange der zwanziger Jahre, ließ man die juristische und medizinische Fakultät eingehen — auf dem Aussterbeetat hatten sie schon lange gestanden —, und

der Rest, die philosophische und theologische Fakultät, bilden seitdem die „Akademie“ Münster.



Betschuanenfrauen beim Baunflechten. (Seite 432.)



Moruaehomo, Stadt des Betschuanenstammes der Batueua. (Seite 432.)

durch Privatunterricht ausgebildet worden, sodaß ich schon vierzehn Jahre alt — Michaelis 1813 — die oberste Klasse — Oberprima — des Gymnasiums zu Paderborn beziehen konnte, aus welcher ich nach Jahresfrist — Michaelis 1814 — als reif zur Universität entlassen wurde.

So war ich frühzeitig entwickelt auf Kosten meiner körperlichen Entwicklung. Es war ein unnatürliches Verhältniß, das unmerklich auf mein Universitätsleben nachtheilig zurückwirkte. Ein anderer Umstand milderte indes.

Auf der Universität Münster studirte ich von Michaelis 1814 bis Michaelis 1816 die Rechtswissenschaften.

Münster als Universität hatte eine Bedeutung nur für die Söhne der engeren westphälischen Heimat, man kann sagen, existirte nur für diese, eigentlich nur für den ärmeren Theil derselben. Der münstersche Student war daher außerstande, andere Ausgaben, als für sein tägliches Leben, zu machen, mußte mithin auf ein „Studentenleben“, auf „Aneipereien“ und „Paukereien“ und dergleichen weiter völlig verzichten, und lebte bürgerlich und

spießbürgerlich, wie der kleine münsterische Mittelbürger, mit dem er lebte.

Er hatte dadurch indes noch einen andern Vorteil: er behielt Zeit und Lust, seinen Studien obzuliegen. Freilich wurde dieser Vorteil durch einen schweren Nachteil wieder aufgewogen. Auf dem Musterbeet standen die juristische und medizinische Fakultät. Für die juristische Fakultät, die mich allein interessierte, hatte dies namentlich zur Folge, daß die Regierung, wenn ein Professor der Fakultät starb oder anderswohin einen Ruf erhielt, an seine Stelle keinen andern Gelehrten berief, vielmehr sein Lehrstuhl einfach durch den ersten besten münsterischen praktischen Juristen als ein Nebenamt besetzt wurde. Wie als selbstverständlich wurde es dabei angesehen, daß dieses Nebenamt keinem jüngeren Beamten anvertraut wurde; vielmehr war die Erteilung einer Professur ausschließlich eine Belohnung für die älteren Richter, die in ihrem richterlichen Amte grau und stumpf geworden waren, die man hätte pensionieren müssen, und die man anstatt der Pension mit der Professur absand. Diese vermochten sie noch zu verstehen. Sie hatten ihre Kollegienhefte aufbewahrt, die sie vor vierzig oder fünfzig Jahren, vielleicht auf derselben Universität Münster, geschrieben hatten, und was damals römisch-deutsches und kanonisches Recht in Deutschland gewesen war, das trugen sie jetzt als das Ergebnis der neuesten deutschen Rechtswissenschaft vor.

Ich übertreibe hier wahrlich nicht — der Zufall hat es gewollt, daß ich vor mehreren Jahren das (diktirte) Heft eines jener münsterischen Professoren über deutsches Privatrecht unter meinen alten Papieren wiederfand und aufbewarte. Wenn ich hineinschleuderte, muß ich noch heute erstaunen, was im Jahre 1815, als doch schon Karl Friedrich Eichhorn's deutsche Staats- und Rechtsgeschichte zum größten Teil bekannt war, als selbst Rundes Lehrbuch des deutschen Privatrechts in den Händen aller deutschen Juristen sich befand, was da noch von dem alten münsterischen Geheimrate für deutsches Privatrecht ausgegeben werden konnte. Geheimräte waren diese alten münsterischen Herren, soviel ich weiß, sämtlich.

Michaelis 1816 ging ich von Münster nach Göttingen, um hier noch ein Jahr lang meine juristischen Studien fortzusetzen.

Für Göttingen hatte mein Vater aus einem doppelten Grunde sich entschieden. Er hatte selbst dort studirt, und die Stadt Wiedenbrück, in welcher mein Vater Beamter (Stadttrichter) war, gehörte damals noch zum Königreich Hannover.

Nur noch ein Jahr hatte ich zu studiren. Mein Vater hatte es mir mit Bestimmtheit erklärt, daß er zu meinem akademischen Triennium nichts hinzufügen werde; ich wußte, daß seine Verhältnisse ihm keine Zulage gestatteten. In Göttingen konnte der Jurist damals viel lernen; auf keiner deutschen Universität waren die juristischen Fakultäten mit so bedeutenden, hervorragenden Lehrkräften besetzt, als es zu jener Zeit in Göttingen der Fall war.

Und ich? Ich hatte mein achtzehntes Jahr noch nicht ange treten, als ich hinkam; ich kam aus dem stillen, phlegmatischen Münster, wo ich von einem Burschenleben nur reden gehört hatte; ich kam zu der allerunglücklichsten Zeit hin, in welcher ein unerfahrener, lebhafter, zum Leichtsinne angelegter junger Mensch von noch nicht achtzehn Jahren in das flotte Burschenleben hineintreten konnte. Es war gerade das Jahr 1816.

Die „Freiheitskriege“ waren gekämpft. Die ganze deutsche Jugend hatte daran Teil genommen, selbst Knaben, die sich kräftig genug fühlten, die Waffen zu tragen. Ich hatte leider zu diesen kräftigen nicht gehört.

Das Jahr 1815 sah Deutschland frei.

Im Jahre 1816 waren alle die mutigen Kämpfer zu ihren bürgerlichen Beschäftigungen zurückgekehrt. Die Studenten zu ihren Universitäten. Wie mancher noch, der die Schule verlassen hatte, um an den Freiheitskriegen teilzunehmen, zu seinem Gymnasium! Eine ungewöhnliche Menge dieser Freiheitskämpfer hatte sich gerade in Göttingen eingefunden, und eine große Anzahl reicherer bestand aus Westphalen.

Mit einem von diesen wurde ich schon unterwegs bekannt, im Postwagen. Franz von Jorkenbeck war sein Name. Er war ein münsterisches Kind. Ich hatte ihn in Münster nicht gekannt. Während ich dort studierte, war er eben im Kriege gewesen; er war nur zwei oder drei Jahre älter als ich. Er fuhr mit der Post von Münster nach Göttingen; die Post ging über Wiedenbrück. In Wiedenbrück war ich eingestiegen. Wir wurden Freunde und blieben es bis zu seinem Tode. Er starb als Vicepräsident des Oberlandesgerichts in Glogau. Seinen einzigen Sohn Max, jetzt Oberbürgermeister von Berlin, zähle ich noch zu meinen lieben Freunden.

Franz von Jorkenbeck hatte an den beiden Feldzügen teil genommen; in dem ersten als freiwilliger Jäger, in dem zweiten als Offizier; aber als Offizier in der Landwehr. Das Soldatenleben sagte ihm nur zu, so fern und solange es um die Freiheit des Vaterlandes sich handelte.

Daß der Feldzug von 1815 schon mehr den Charakter eines dynastischen Restaurationskrieges trug, wurde in jener Zeit des politischen Enthusiasmus nur von wenigen erkannt.

Jorkenbeck und ich suchten in Göttingen begreiflich zuerst unsere westphälischen Landsleute auf, und zwar die studentische Verbindung der Westphalen. „Die Landsmannschaft“ oder „das Korps“ der Westphalen. Beide Ausdrücke waren zu jener Zeit noch gleichbedeutend. Sie sind später in absonderlicher Weise verschoben worden.

Die Verbindung der Westphalen gehörte damals in Göttingen zu den Korps, welche die meisten Mitglieder zählten; sie war aber auch eine der angesehensten Verbindungen. Beides freilich neben zwei anderen Verbindungen, den „Bandalen“ und den „Kuronen“. Bandalen nannten sich die Söhne Mecklenburgs; Kuronen die der russischen Ostseeprovinz Kurland. Die Kuronen waren sämtlich Edelleute und zwar reiche. Die Bandalen gehörten meist dem Mecklenburgischen Adel an, und nicht alle dem reichen. Ein exklusiver Ton hatte sich in beiden Verbindungen geltend gemacht. Der reiche, stolze westphälische Graf Buchholz war in das Korps der Kuronen eingetreten.

Daß in solcher Weise namentlich die Eiferjucht der Westphalia hervorgerufen wurde, verstand sich von selbst. Zwischen der Westphalia und Bandalia fanden wöchentlich mindestens zwei bis drei „Paukereien“ statt, in jedem Semester eine „Propatria“.

Die Propatria-Paukerei bestand darin, daß zwei Verbindungen als solche sich mit einander schlugen, und zwar in folgender Weise: Die drei Vorsteher („Chargirten“) einer jeden der Verbindungen, Senior, Subsenior, Sekretär, hatten sich gegen einander zu schlagen; außerdem wurden von jeder Verbindung als Gegner ausgesucht: zwei „alte Burschen“, zwei „junge Burschen“, zwei „Brandsfische“ zwei („krasse“), „Fische“. Elf Gegner auf jeder Seite, zweiundzwanzig Persönlichkeiten gehörten also zu jeder Propatria-Paukerei. Jede Verbindung wählte ihre Paufanten. Die so gewählten Gegner waren vielleicht die besten, die treuesten Freunde, oder hatten in ihrem Leben noch kein Wort mit einander gewechselt. Aber sie mußten sich schlagen und schlugen sich pro patria, für das Vaterland, für des Vaterlandes Ruhm und Ehre, und die erbittertesten Duelle waren immer die Propatria.

Sie bestanden so auch noch im Jahre 1816, nicht bloß in Göttingen, auch auf den anderen deutschen Universitäten. Man hätte meinen sollen, namentlich jene jungen Männer, die in Frankreich mutig und tapfer ihr Leben gegen einen gemeinsamen Feind für das ganze deutsche Vaterland eingesetzt hatten, seien nun mit dem lebendigsten Bewußtsein, dem großen deutschen Vaterlande anzugehören, in die Heimat zurückgekehrt, seien völlig unempfindlich auch für kleinlichen Partikularismus, für irgend eine Stammes- oder Interessen-Eiferjucht. Das Gegenteil war der Fall. Landsmannschaft gegen Landsmannschaft standen sich feindlich gegenüber, Rheinländer, Westphalen, Hessen, Schwaben, Sachsen, Märker, Preußen, Hannoveraner, Mecklenburger (Bandalen), Schlesier, Baiern und wie sie weiter hießen; selbst eine Handvoll Nassauer glaubten eine eigene Landsmannschaft bilden zu müssen. Und alle mußten mit allen ihre „Propatria-Standale“ haben! Und in welcher Weise wurden diese „Standale“ nach dem herrschenden Sprachgebrauch „kontrahirt“! Die unbedeutendsten Veranlassungen wurden zum Vorwande genommen, geistlich herbeigeführt. Die Rheinländer behaupten, ihre Fische schlugen besser als die unsrigen, warf des Abends in der „Westphalen-Kneipe“ ein Westphale hin. „Das dürfen wir nicht auf uns sitzen lassen“, erwiderte sein Nachbar. „Zeigen wir es ihnen Propatria!“ Am anderen Tage begaben sich zwei Chargirte der Westphalen zu dem Senior der Rheinländer und überbrachten diesem die Propatria-Forderung des einen Corps gegen das andere. In der Woche nachher fanden die „elf Paukereien“ statt.

Manchmal wurden gar keine Vorwände genommen.

Ein alter Bursch saß des abends griechgrämig in der Corpskneipe, starrte mit stillem Ingrim lange in sein Bierglas, — stieß dann leise Flüche vor sich hin; fuhr dann auf einmal mit einem lauten Fluche empor:

Das ist ein langweiliges, nichts nutziges Leben! Kein Saff, keine Kraft mehr! Seit acht Tagen keine Paukerei! Wir alten verfaulen, unsere Fische verdorren! Das muß anders werden!

Wir müssen wieder einmal ein vernünftiges Propatria haben! Mit wem fangen wir an?

Einen Widerspruch gab es nicht. Der Gegner war bald gefunden. Zwei Chargirte sagten am folgenden Morgen das Propatria an. Jene elf Paukerien fanden statt, oft blutig genug.

Und es waren nicht unreife Gelbschnäbel, die so taten, es waren gereifte Männer, mutige Krieger, die in blutigen Feldschlachten gekämpft und gestritten hatten, für das deutsche Vaterland, für deutsche Freiheit, für deutschen Namen, für deutsche Ehre!

Und jetzt mutwillige Knaben? —

Ei, höre ich meine Leser, die nicht Studenten waren, ausrufen, ein solches Universitätsleben soll ein ganz besonderer Vorzug des deutschen Lebens sein, um den andere Nationen uns beneiden? Es soll jedem, der es mitgemacht hat, die liebendste und erhebenste Erinnerung seiner Jugend bleiben?

Ja! kann ich antworten und muß ich antworten.

In dem deutschen Studentenleben kann nie die Gemeinheit aufkommen. Sein Grundsatz und seine Grundlage ist die Mannesehre. Es hat seine Verbundenheit; es hat seine Roheiten. Aber nie kann es die Gemeinheit in sich aufnehmen. Ein Student, der eine Gemeinheit begangen, durch irgend eine Handlung oder Äußerung einen gemeinen Sinn an den Tag gelegt hat, ist von dem Augenblicke an aus der Studentengemeinschaft für immer ausgeschlossen, ausgestoßen. Die Staatsbehörde, der sein Benennen befangen wird, muß ihn cum infamia relegieren, und relegiert ihn so, wenn sie nicht die Ehre und mithin die Existenz der Universität preisgeben will. Für die Genossenschaft der Studirenden ist er auch eine Relegation schon ein Auszügler.

Und was jene Studentenverbindungen betrifft, von denen ich sprach und von denen ich nur ihre eine, nicht gerade lebenswürdige Seite berührte, so haben sie auch noch eine andere, hochehrenwerte, für das ehrenwerte Studentenleben nicht hoch genug anzuerkennende Seite, die ich hier hervorheben muß.

Die Studentenverbindungen sind auf die Ehre gegründet. Jede

einzelne Verbindung — so namentlich die Landsmannschaften — hat zur ersten und letzten Aufgabe, den Sinn für Ehre in ihren Mitgliedern — den Landsleuten — zu hegen und zu pflegen; darüber zu wachen, daß deren Leben nach allen Seiten den Anforderungen der Ehre entspricht, der Ehre des Studenten wie des Mannes überhaupt. Das Mitglied einer studentischen Verbindung hat eine doppelte Verpflichtung, auf das strengste die studentische Ehre zu beachten; aber auch im übrigen den Geboten der Ehre sich zu unterwerfen. Er muß die Regeln des Wohlstandes in seiner äußeren Erscheinung befolgen; er darf mit niemandem verkehren, dessen Ehre nicht von der Verbindung anerkannt ist; er darf keine Schulden machen; er muß seine Kollegen besuchen; er muß schlechte, anrüchige Häuser vermeiden; er darf kein Spieler, kein Trinker sein; kein roher Händelsucher, kein „Skandalmacher“. In ehrenhaften Verbindungen — und eine nicht ehrenhafte Verbindung würde auf einer deutschen Universität auf die Dauer gar nicht bestehen können — wird auf das alles mit einer großen Sorgfalt, mit einer fast peinlichen Eifersucht gehalten. Die Chargirten überwachen die Füchse, die Brandfische, selbst noch die „jungen Burschen“; erst der „alte Bursch“, ein schon bemostes Haupt, gilt als bewährt. Die eigentliche Seele dieser Ehrenwache ist der Senior der Verbindung.

Und gleichwol jene Roheiten, von denen ich vorhin erzählte? Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Die Gegensätze berühren sich. Und — abgesehen von Sprüchwörtern und Gemeinplätzen — einerseits sind Roheiten noch keine Gemeinheiten, und andererseits — was man freilich wiederum als einen Gemeinplatz anlagen mag — ist des jugendlichen Mutes natürlicher Bruder der Uebermut.

Dem alten Manne, der, während er diese „Erinnerungen“ niederschreibt, nahe vor der Vollendung seines dreiundachtzigsten Lebensjahres steht, verzeihe der geneigte Leser die obigen Abschweifungen.

Ich kehre nach Göttingen, zu dem Jahre 1816 zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Wunderliche Heilige.

Bilder aus der Kulturgeschichte des elften Jahrhunderts. Von Dr. Max Vogler.

(Schluß.)

Es kam aber auch Meinwerk zuweilen gar nicht darauf an, besonders wenn es sich darum handelte, Kleinodien und Prachtstücke in seinen Besitz zu bringen, ganz eigenmächtig zu verfahren. So wußte er mannichfachen Kirchenschmuck und Priestergewänder, darunter einen kostbaren Becher und einen wertvollen Mantel, auf solche Art zu erlangen. Den letzteren zumal hatte er sich auf eine so gewalttätige Weise angeeignet, daß der sonst immer nachgiebige Kaiser beschloß, sich für den ihm zugefügten Schaden zu rächen. Es geschah dies durch einen recht hübschen Scherz. Der Kaiser wußte, daß Meinwerk in der lateinischen Sprache nicht ganz fest war — und das war ja grade bei den hochgestellten Geistlichen der damaligen Zeit nichts seltenes —; deshalb benutzte er eine günstige Gelegenheit, um mit Hilfe eines Kaplans in sein Messbuch bei den Worten „pro famulis (domini)“ (für die Diener des Herrn) das „fa“ auszutragen, und befahl nun dem Bischof, am folgenden Tage eine Seelenmesse für des Kaisers Eltern zu lesen. — Mit großer Ruhe betete der Bischof „pro mulis“ (für die Maulesel des Herrn) und verbesserte erst nachher, durch das Benennen der Anwesenden aufmerksam geworden, den Irrtum. — Er entging dadurch dem Spotte des Kaisers und des Hofes nicht. „Für meinen Vater und meine Mutter“ — sagte Heinrich — „solltest du beten und nicht für die Esel!“ — Der Bischof drohte ihm mit dem göttlichen Zorn und ließ nachher seine Wut an dem Kaplan des Kaisers aus, indem er diesen geißeln ließ und dann seinem Herrn zurücksendte.

In der Schlaueit, die weltlichen Gebieter zu Geschenken an sie zu bewegen, haben sich übrigens die geistlichen Herren von damals, und bekanntlich mehr oder minder zu allen Zeiten, gegenseitig überboten. So machte z. B. der Bischof Leo von Barcelli (zur Zeit Konrads II., des Nachfolgers des im vorstehenden oft genannten zweiten Heinrich) dem Herzog Wilhelm von Aquitanien trügerische Aussicht auf die Krone von Italien, versetzte aber nicht, denselben gleichzeitig um eine Gabe anzugehen, indem er ihm u. a.

schrrieb: „Sei nicht betrübt, teurer Freund, wenn die Lombarden Dich hintergangen haben. Ich werde Dir den besten Rat geben, wenn Du mir trauen willst. Sei getrost, unbekümmert um das Vergangene, vorsichtig für die Zukunft. Schicke mir ein wunderbares Maultier, kostbares Zaumzeug und einen prächtigen Teppich, um den ich Dich schon vor sechs Jahren bat. Warlich, ich sage Dir, Deine Gabe soll Dir nicht verloren sein, und ich will Dir geben, was Du willst.“ Der Herzog Wilhelm war keineswegs auch seinerseits klug genug, die betrügerische Absicht des Bischofs zu erraten, und schrieb ihm u. a., „er warte auf Leo's besten Rat, ein wunderbares Maultier hätte er nicht, wahrscheinlich meine der hochwürdige Herr eines mit Hörnern oder drei Schwänzen oder fünf Füßen, dergleichen leider im Land Aquitanien nicht zu finden seien, doch würde er ihm nächsten ein gutes Tier schicken, — betreffs des Teppichs habe er vergessen, wie lang und breit er sein solle, er bitte daher um nähere Nachricht darüber u. s. w.“ Ähnliche Fälle, in denen die Geistlichen fast immer, wie hier, ihren Zweck erreichten, waren damals etwas ganz gewöhnliches.

Den im vorstehenden mitgeteilten flüchtigen Zügen aus dem Leben des Bischofs Meinwerk — die auch wir in der Absicht erzählt haben, daß „so hoher Personen Tugenden nicht durch des Schweigens Ungefähr verborgen bleiben,“ wie wir uns nach der Art damaliger Geschichtschreiber im Anschluß an Sulpicius Severus ausdrücken — seien noch einige Tatsachen über einen anderen, kaum minder wunderlichen Heiligen jener Zeit, über den Bischof Weginand von Eichstätt, „den Freund kurzer Messen und langer Tafeln,“ — so bezeichnet ihn Eugenheim latonisch — hinzugefügt.

Weginand war gleich Meinwerk ein naher Verwandter Kaiser Heinrichs II., dem er jedoch auch nicht das allergeringste Entgegenkommen bewies. Als der Kaiser beispielsweise an die Gründung des Bistums Bamberg, seiner, von ihm in jeder Weise ausgezeichneten Lieblingschöpfung, ging, gewann er dafür allmählich die Zustimmung sämtlicher Bischöfe und weltlichen Großen,

nur die Bischöfe von Würzburg und Eichstätt erhoben Widerspruch dagegen, weil sie durch das neue Bistum eine Schädigung ihres Einflusses und ihrer Einkünfte befürchteten, und Megingaud, der wunderliche und halsstarrige Eichstädter, war auch dann und bis an sein Ende nicht zu irgend einer Abtretung zu bewegen, nachdem Heinrich selbst den Würzburger auf seine Seite zu bringen gewußt hatte. Megingaud fügte sich eben dem Kaiser gegenüber als ein Mann neben ihm, der ihm nicht die geringsten Konzessionen zu machen hatte, und er ließ ihn das bei jeder Gelegenheit erkennen. Als Heinrich einst an ihm vorüberging und die anderen Bischöfe sich ehrerbietig vor der erhabenen Person des Kaisers erhoben, blieb Megingaud ruhig sitzen, und als man ihn deshalb tadelte, antwortete er beinahe aufgebracht: „Ich bin kein älterer Vetter, und die Schriften der Heiden wie der Bibel gebieten, das Alter zu ehren.“ Ein anderes mal, als der Kaiser auf dem Zuge nach Regensburg in Eichstätt Einkehr halten wollte und die pflichtgemäße Verpflegung für seinen Hofstaat vom Bischof beanspruchte, für dieser den kaiserlichen Boten barsch an, der ihm auseinandersetzte, was der Hof an Wein gebrauchte. „Schuft!“ rief der Bischof. — „Dein Herr ist von Sinnen. Wie soll ich ihn verpflegen, da ich kaum für mich genug habe? — Ich war seines gleichen von Geburt, aber er hat mich zu einem armen Landpfarrer heruntergebracht und verlangt nun, ich soll ihm auch noch seinen Hof bewirten! Woher soll ich so viele Fuder Wein beschaffen? — Ich habe nur ein einziges kleines Faß, das mir mein lieber Bruder, der verteuflte Bischof von Augsburg (Bruno, der Bruder des Kaisers), zum Messdienst schickte. Beim heiligen Willibald! Auch nicht ein Tropfen davon soll ihm in die Gurgel fließen!“ Aber der Bischof ließ dem Kaiser darauf einige Stücke Tuch, welches man damals zu Eichstätt vorzugsweise anfertigte, übermitteln. „Tuch“ — ließ er dabei bemerken — „können die Eichstädter Bischöfe eher geben, als den königlichen Hof verpflegen!“ ... Als einst ein Beamter Heinrichs II. durch Eichstätt reiste und ebenfalls Verpflegung forderte, fragte ihn Megingaud, warum er nicht eigene Reisezehrung mitgenommen, und als jener „wie gewöhnlich“ „frivole Gründe“ vorbrachte und beteuerte, daß er nichts bei sich habe, während man doch bei einer daraufhin vorgenommenen Durchsuchung seines Gepäcks Proviant in Menge fand, ließ ihn der Bischof, auf das höchste erzürnt, vom Tische reißen und ganz gehörig durchbläuen. Nichtsdestoweniger schenkte er ihm aber nachher einen Pelz und ließ ihn laufen.

Man erzählte sich tausend Geschichten von diesem wunderlichen, jähzornigen und rohen Manne, rühmte indessen eine gewisse Grabschheit an ihm. In welchem Zustande sich die Schule zu Eichstätt

unter ihm befand, kann man daraus ersehen, daß es schon für etwas außerordentliches galt, wenn der Scholastikus, der daselbst ein Lehrbuch der Arithmetik vorlas, auch nur eine Seite desselben ohne Fehler zu Ende brachte. Es geschah nicht selten, daß der Bischof die Gottesdienste und Andachten im Walde abhielt, die heiligen Handlungen sitzend verrichtete und die ihn beschwerende Menge unter Flüchen nachhause schickte. Das Fluchen war ihm überhaupt zur andern Natur geworden. Als er einst nach Italien zog, wirkte er sich vorher von seiner Geistlichkeit die besondere Erlaubnis aus, auf der Reise hundertmal fluchen zu dürfen. Bald aber waren die hundert Flüche von seinen Lippen, er schickte nachhause, um die Bewilligung für weitere hundert zu erhalten, — indes hatte er auch dieses zweite hundert sehr schnell überschritten. Die Freuden der Tafel liebte er über alles, und es kam ihm besonders darauf an, daß die Gottesdienste kurz waren. Wenn er bei seinen Amtreisen in eine Kirche kam und die Geistlichkeit alsbald mit der Messe zum Schluß eilte, so schickte er den ordinirenden Priestern einen Braten und dankte sehr höflich für die treffliche Aufnahme. Schmückte jedoch der Vorsänger zur besondern Weihe des Festes und der Anwesenheit des Bischofs die Sequenz mit kunstreichen Melodien, so geriet der letztere in höchsten Zorn. „Man ist von Sinnen“ — schrie er — „und will mich verhungern lassen. Der Dumkopf, ehe er mit seinem Singang zu Ende, kann man mehr als eine Gott wolgefällige Messe lesen.“ Vor allem verursachte ihm der längere Dienst während der Fastenzeit vielen Verdruß. Er pflegte daher an jedem Sonntag zur Zeit der ersten Hora den Domherren einen großen Haufen Fische zu bringen und diese mitten im Chor niederlegen zu lassen, wobei er jene bei der Liebe zu ihm beschwor, den Dienst zu beschleunigen, damit er rechtzeitig zu Tische käme. Die Domherren beeilten sich nun auch in der Regel nach Möglichkeit, aber ihm schienen sie doch noch zu säumig, — bei der dritten Hora zählte er schon die neunte und stürmte hinaus, um sich zur Tafel zu setzen.

Die Genüsse der letzteren schienen übrigens auch andern hochgestellten geistlichen Herren oft anziehender, als die Messen. So mußten einst zu Rouen die Mönche allzulange auf den Bischof warten, und als sie endlich angefangen hatten und eben das „Gloria in excelsis“ verklungen war, kam dieser „wie ein Sturmwind“ hereingestürzt, verfluchte mit funkelnden Augen und wütenden Geberden die frommen Brüder allesamt und exkommunizierte sie schließlich, weil sie es nicht für ihre Pflicht angesehen, den Beginn der Messe bis zum Eintritt seiner Hochwürden hinauszuschieben. Man sieht, es selte in jener Periode, um das Jahr 1000, an „wunderlichen Heiligen“ wirklich nicht.

Das Individuum.

Von Dr. Eduard Reich.

Die Welt im kleinen, der Organismus, das Individuum, — ein Rätsel ist sie uns, ein Rätsel, an dessen Lösung wir arbeiten seit jartausenden, ein Rätsel, dessen innersten Kern wir aber immer noch nicht erlanten. Wir tragen es in uns, das Geheimnis der Geheimnisse, die Achse, um welche alles Leben und Tätigsein sich dreht, und doch gelangten wir noch zu keiner richtigen Vorstellung über die eigentliche Natur des Unveränderlichen, von dem der Kreislauf des Veränderlichen erregt und ununterbrochen erhalten wird, der Kreislauf der Stoffe im Organismus, die Bedingung unsres sicht- und greifbaren Daseins.

Betrachten wir den Organismus, so erscheint derselbe uns als der vollendetste, höchst potenzierte Mechanismus, dessen letzte Triebfedern jedoch der sinnlichen Warnemung durchaus sich entziehen; bei der Dampfmaschine und überhaupt bei jeder Maschine liegen dieselben deutlich zutage. In der scheinbar abgeschlossenen kleinen Welt des Individuums spiegelt das ganze große Weltall in seinen Vorgängen sich ab: die Mechanik des Himmels wiederholt sich in der Mechanik des Stoffwechsels, die Optik des Himmels in der Optik der Sehorgane, die Chemie der Planeten in der Chemie des Blutes. Aber, diese kleine Welt ist einheitlich bewußt und wandert von einem Orte zum andern; die chemischen Vorgänge werden da von einem Etwas beeinflusst, welches stets auf die Erhaltung der Integrität des Organismus hinwirkt. Nachdem der Mikrokosmos seinesgleichen hervorgebracht, sehen wir ihn der

rückschreitenden Metamorphose anheimfallen und schließlich untergehen.

Obgleich das Individuum alle Vorgänge der großen Welt darbietet, dieselbe Mechanik, dieselbe Chemie beweist, hat es doch nirgends in der Natur seinesgleichen, ist einzig in seiner Art; kein Mechanismus der anorganischen Natur kommt mit dem organischen Einzelwesen überein: Individualität kommt nur den belebten Wesen zu.

Die einzige Abweichung des Mikrokosmos von dem Makrokosmos, des Individuums von der großen Natur, besteht darin, daß das Einzelwesen belebt ist. Individualität und Seele sind auf das engste aneinander geknüpft. Es gibt keinen Organismus, kein Einzelwesen ohne Seele, und das Ende der Beiseelung ist der Anfang der Auflösung des Körpers. Jeder Organteil zerfällt sofort chemisch und gestaltlich, nachdem er dem Leibe entnommen wurde, verliert sofort seinen Charakter als Organteil. Mit dem Aufhören der Beiseelung ist der Begriff der Individualität zu Ende, weil die Bewegung, die Ernährung zu Ende ist.

Zu der Art des Einzelwesens gehört es, Stoffe aus der äußeren Welt aufzunehmen, der Organisation anzuhängen, die im Laufe der Lebensvorgänge zerlegten Massen auszuscheiden, und die Ueberschüsse aus der Ernährung zum Aufbau neuer Wesen zu benutzen. Dies ist der physische Charakter eines jeden Individuums, von der untersten bis zur höchsten Lebensform.

Alles Organische jedoch get nur unter dem Einflusse jenes gewissen Etwas vor sich, welches ich aktiven Aeter nenne, und das in der gewöhnlichen Sprache Seele heißt.

Man kann Kristalle den eigentlichen Individuen vergleichen; aber es besteht zwischen diesen beiden Kategorien keine nähere Beziehung: der Kristall hat weder Ernährung noch Fortpflanzung, und wächst, indem er gleichartige Teile anzieht, anlagert. Diese Anziehung freilich möchte als erster Anlauf von Ernährungs-bewegung gelten dürfen, oder doch an solche erinnern.

Auf den untersten Stufen der organischen Wesen ist das Individuum keineswegs etwas so bestimmt Ausgesprochenes, wie auf den höheren Stufen. Das Individuum tritt desto deutlicher und umschriebener hervor, je mehr die Organisation sich vervollkommen und Nervengebilde zum Dasein, zur Geltung kommen. Die Individualität ist am vollkommensten dort, wo die Nervengebilde am bedeutendsten entwickelt sind.

Individuum und Gattung heben im Fortschritt der Ausbildung des Nervensystems immer mehr von einander sich ab. Bei den einfachsten organisierten Wesen hängt das Individuum weit beträchtlicher und umfassender mit der Gattung zusammen, als bei den komplizirteren; das Einzelwesen erscheint dort mehr als spezifisches Organ des großen Organismus der Gattung. Je höher das Nervensystem sich entwickelt, desto mehr relativ selbstständig wird das Individuum, desto befähigter, auf eigene Faust zu leben. Und die individuellen Eigentümlichkeiten müssen notwendig deutlicher zutage kommen, je selbständiger das einzelne Wesen um sein eigenes Bestehen sich müht.

Nur relativ abgeschlossen ist das Individuum; es hängt zusammen mit der Gattung, und es stet ununterbrochen in gegenseitigem Verkehr mit der äußeren Welt, die alle Stoffe zum Aufbau der Leibesformen hergibt und wieder zur Zerstörung dieser letzteren. Ein absolut abgeschlossenes Individuum ist garnicht denkbar; denn der Begriff der Individualität umfaßt den des Rapportes mit der Außenwelt.

In jedem Augenblicke des Lebens nimmt das Individuum Materie auf und gibt solche ab; in jedem Augenblicke des Lebens verändert sich deshalb etwas in dem Leibe des Einzelwesens, ja, es ist daselbst ununterbrochen alles in Umwandlung begriffen: Anbildung und Rückbildung immer fort, neue Zellen formen sich, vermehren sich, alte gehen unter, alles stirbt ab, alles verjüngt sich, eines nach dem andern, alles dreht sich, alles bewegt und zerlegt sich, ein ewiges Kommen und Gehen, ein ewiger Wechsel der Materie, und der Organismus im ganzen bleibt und macht dieselben Metamorphosen in seiner Gesamtheit durch, welche alle einzelnen Zellen durchlaufen.

Bei dieser steten Veränderung in allen seinen Teilen bleibt das Individuum wesentlich das nämliche, von dem ersten Atemzuge bis zum letzten; sein Ich ist fortwährend das gleiche, ob es auch nach außenhin noch so bedeutende Modifikationen erlebe.

In dem Einzelwesen tritt uns demnach ein Unveränderliches entgegen. Diese Erkenntnis ist bereits so alt, wie die Erkenntnis überhaupt; aus diesem Boden entspringt die Quelle der dualistischen Lehre von Leib und Seele. Weil das Unveränderliche die Achse ist, um welche das Veränderliche fortwährend sich dreht, darum bleibt auch die Individualität, trotz aller Zersezungen der Materie, in ihrem Grundwesen immer die gleiche.

Mit Notwendigkeit müssen wir den Schwerpunkt alles Lebens in dem Unveränderlichen suchen und den aktiven Aeter als das eigentliche Grundwesen des Individuums auffassen. Ist das, was wir Tod nennen, die Abscheidung des aktiven Aeters von den Formelementen des Leibes, so waltet die Möglichkeit eines Weiterbestehens der Seele nach dem Zerfalle des Einzelwesens, eines Fortbestehens der Persönlichkeit, des Ich*).

Ob der aktive Aeter absolut unveränderlich, oder ob er dies nur relativ ist, niemand kann darüber entscheiden. Hierauf kommt es auch garnicht an; die Hauptsache ist und bleibt, daß ein gewisses Etwas, um welches die Erscheinungen des individuellen Lebens sich drehen, wirklich besteht und den Anstoß zu allen den mechanischen Vorgängen abgibt, die man unter dem Namen der Lebensprozesse begreift.

Mit dem Emporsteigen zu höheren Stufen der organischen Entwicklung bemerken wir, daß die Individuen einer und derselben Familie in zwei bestimmte Klassen sich sondern: der Unterschied des Geschlechtes beginnt. Derselbe zeigt sich in allen Teilen der Organisation, in allen Vorgängen und Erscheinungen des Lebens, in der Sphäre alles Denkens, Fühlens und Wollens.

Das Dasein zweier Geschlechter und die Teilung der Arbeit im Haushalte des Organismus sowohl, wie in dem der Familie, hängen innigst mit einander zusammen. Je höher die Organisation sich entwickelt, desto vielfältiger werden deren Beziehungen zu der äußeren Welt, desto mannigfaltiger wird deren Arbeit, um im Sinne der Physiologie zu sprechen. Nun aber ist ein Individuum nicht fähig, alle die Arbeit zu vollbringen, welche das Dasein einer höheren Organisation und dessen Erhaltung mit sich bringt. So spaltet sich denn die eine Individualität in zwei einander ergänzende Individualitäten, die anfänglich einen einzigen Organismus ausmachen, später jedoch in zwei von einander verschiedene und räumliche getrennte Persönlichkeiten sich abzweigen, deren beiderseitiger heftigster Trieb jener nach geschlechtlicher Vereinigung ist.

Bei den höheren Organismen erscheint also das geschlechtliche Individuum als Doppelindividuum, besteht aus zwei Persönlichkeiten, deren jede selbständig sich zu ernähren vermögend ist und alle leiblichen und seelischen Kräfte besitzt. Allein, bei genauer Betrachtung zeigt es sich, daß die zwei Persönlichkeiten, aus welchen das zoologische Individuum besteht, so beschaffen sind, daß beide physisch und moralisch einander ergänzen und nur im Notfalle eine die andere sich ernähren könne, daß die ganze Arbeit, welche das Leben erfordert, nur vollbracht zu werden vermöge, wenn beide, jede in ihrer Art, zusammenwirken.

Das Individuum macht also, von den untersten Wesen bis zu den obersten, folgenden Entwicklungsgang: es scheidet sich immer deutlicher von der Gattung ab, tritt immer bestimmter und scheinbar abgeschlossener hervor, spaltet sich in zwei einander ergänzende Wesen, die schließlich räumlich von einander sich trennen und ein Doppelindividuum bilden, welches nur während des Alters der Zeugung wieder sich vereint: die Einheit in der Zweierheit.

Jedes Individuum im engsten Sinne, aber nicht das geschlechtliche Doppelindividuum, macht vom ersten Augenblicke seines Daseins eine Reihe sicht- und greifbarer Veränderungen durch; es sind dies die Altersmetamorphosen, die Altersstufen. Jedes Individuum get aus dem halbflüssigen Zustande des Eilebens dem scheinbar festen des Greisenlebens entgegen. Das erste physische Kennzeichen des zunehmenden Alters ist die Abnahme des Wassers und die Zunahme der festen Bestandteile des Körpers.

Dieser Metamorphose läuft alle Ausbildung und Rückbildung parallel. Eine jede Zelle, ein jedes Organ erreicht die Höhe seiner Funktion bei mittlerem Wassergehalte, wie solcher das Alter der Zelle kennzeichnet. Je länger dieser mittlere Wassergehalt besteht, desto länger dauert die Höhe der Lebensenergie an, desto mehr und länger erhält der Organismus sich jugendkräftig.

Mit dem Eintritte des beziehungsweisen Gleichgewichts im Wassergehalte der Gewebe tritt auch die Zeugung hervor, und letztere get schließlich in dem Maße zurück, in welchem die festen Bestandteile des Körpers das Uebergewicht bekommen über die flüssigen.

Das Individuum wächst vom ersten Augenblicke seines Lebens an, erreicht allmählich den Höhepunkt seiner körperlichen Dimensionen, nimmt sodann wieder ab, verfällt der rückgreitenden Metamorphose und löst schließlich in seine näheren und entfernteren Bestandteile sich auf. Mit der Zunahme der Leibesmasse ist Abnahme des Wassergehaltes der Formelemente und Flüssigkeiten verbunden. In der Periode des scheinbaren Stillstands des Wachstums bemerken wir jenes oben angedeutete beziehungsweise Gleichgewicht des Wassergehalts. Mit Anfang der regressiven Entwicklung verkleinern sich die Körpermaße, die einen rascher und die anderen langsamer, und der Wassergehalt der Organe nimmt in diesen Proportionen ab.

Es verläuft also das physische Leben des Einzelwesens mit auf- und absteigender Kurve des Wachstums der Leibesmaße und mit absteigender Kurve des Wassergehalts derselben. Hier haben wir den physischen Charakter des Lebensalters vor uns und zugleich die volle Unmöglichkeit, den Ablauf der Lebensuhr auch nur jemals zu verhindern.

Der Verkehr des Organismus mit der Außenwelt hat regelmäßig Zunahme der festen Stoffe und Abnahme des Wassers zur Folge. Diese der Wassergehalt in jenem oben angedeuteten Gleichgewicht jahrhunderte lang sich erhalten, so verbliebe das Individuum jahrhunderte lang im Alter der Vollkraft. Der Stein der Weisen wäre demnach das Mittel, das relative Gleichgewicht des Wassergehalts der Körperteile zu bewahren.

Je mehr der Mensch dem Alter der Reife sich nähert, desto mehr nimmt die Schnelligkeit des Wachstums ab. Die Hemmnisse

*) Wolgemert: die Möglichkeit!

stetig fortschreitender Körperzunahme sind zunächst die Abnahme des Wassergehalts in der Wechselwirkung (oder im Kampfe) des Organismus mit der Außenwelt, und das Herannahen, beziehungsweise Hervortreten des Zeugungstriebes. Die fortschreitende Abnahme des Wassergehalts der Körpermassen wird zuletzt die Ursache des Rückgangs der Leibesdimensionen und der Abnahme, des Aufhörens der Fortpflanzung.

Es scheint der aktive Aether auch an ganz bestimmte Proportionen von festen Bestandteilen und Wasser sich zu knüpfen und bei einem unter ein gewisses Minimalmaß gefallenem Wassergehalte nicht mehr an die Formelemente gebunden bleiben zu können. Es schwebt hier nur der Zustand des gesunden Lebens mir vor. Könnte das Ausgesprochene mit Genauigkeit erwiesen werden, könnte etwas von den Beziehungen des aktiven Aethers zu der Chemie des Leibes festgestellt werden, so wäre der Einsatzpunkt des Hebels für die Erkenntnis der Seele und deren Rapporte zu dem Individuum gewonnen.

Der Einfluß des Lichtes auf den Organismus bedingt die stetig fortschreitende Abnahme des Wassers in den Formelementen und Flüssigkeiten, und das Ausreifen des Individuums im ganzen und in seinen Einzelheiten. Je intensiver das Licht, desto früher das Lebewesen auf der Höhe seiner Entwicklung, reif; daher kommt es, daß man, von den Polen nach dem Aequator aufsteigend, die Reife der Menschen immer früher eintreten sieht, die Fähigkeit

der Fortpflanzung immer früher erscheint, die Komplexion bestimmter, das Temperament ausgeprägter, die Nervenaktion heftiger wird.

Kann man hieraus schließen, die Individualität des Menschen präge mit der zunehmenden Intensität des Lichtes stärker sich aus? Nur wenn man gewisse begrenzte Gebiete, z. B. Erdteile in das Auge faßt, bestimmte Menschenarten und Menschenrassen, möge man diese Frage mit Ja beantworten. In Europa nimmt die Lichtstärke von Norden und Osten nach Süden und Westen zu. Ganz dieser Zunahme entsprechend tritt das Individuum früher in seiner Besonderheit und physischen, moralischen, gesellschaftlichen Selbstständigkeit hervor, je weiter man von Nordost nach Südwest sich bewegt; es wird in diesem Maße die Individualität demnach deutlicher austrittsilliert sich zeigen. Man vergleiche den mittleren Großrassen mit dem durchschnittlichen Südfrauzosen am Mitteländischen Meere und stelle dazwischen die Repräsentanten des Durchschnitts aus den Nationen, welche an der Linie Moskau-Marseille wohnen, — und mein Ausspruch ist in aller und jeder Beziehung bestätigt.

In den Klassen der Gesellschaft, welche mehr oder minder dem Einflusse des Lichtes entzogen wird, tritt die Reife später ein, sind Komplexion und Temperament weniger bestimmt, und gelangt die Individualität in geringerem Maße zur Ausprägung, als in den besser gepflegten Klassen.

Harmlose Plandereien und Geschichten.

(IV. Die schlimmste Nacht meines Lebens. — Mattheit am letzten mit meinen Kräften. — Die Aussicht, umzukommen. — Der Herr Feldprediger. — Ein Nachtlager und seine Folgen.)

Es konnte nur eine ganz kurze Zeit gewesen sein, während der ich bewußtlos dalag. Als ich mich zu erheben vermochte — im ersten Augenblick allerdings nur auf die Kniee — hörte ich unsere Truppen noch an mir vorbeistampfen. Mit Mühe und unter heftigen Schmerzen im Leibe gelang es mir, mich auf die Beine zu stellen. Dabei erkannte ich, daß ich über eine zerschmetterte Lafette gefallen war. Eine rasche Betastung der schmerzenden Stellen meines Körpers ergab, daß nichts gebrochen oder äußerlich verletzt war. Aber der Versuch rasch zu laufen, oder auch nur ein einigermaßen hinreichendes Marschtempo anzuschlagen, scheiterte kläglich. Mit jedem Schritte war es mir, als müßte ich wieder zusammenbrechen und nur ganz langsam konnte ich vorwärtshumpeln auf mein Gewehr gestützt, mich mit ihm vorwärtstummelnd und alle Minuten stehend bleibend, um Atem zu schöpfen.

Als ich wieder dicht an unsre Marschlinie herangekommen war, erkannte ich, daß unser Regiment bereits auch in seiner letzten Kompagnie an mir vorbei war — etwa der vorletzte Zug unsrer Brigade war es, den ich eben im Eilschritte vorwärtsgehen sah.

Ein mir fremder Hauptmann bemerkte mich und fragte, als er mich neben seiner Kompagnie hinschleichen sah, in nicht unfreundlichem Tone, was mir fele.

In wenigen Worten schilderte ich ihm mein Mißgeschick. Ich sah, wie der Mann die Achseln zuckte — dann sagte er:

„Ihre Lage ist fatal. Aber Sie sind Soldat und werden Sich hinein zu finden wissen. Daß Sie nicht mehr vorwärts können, glaub' ich gern. Was Sie machen sollen, weiß ich nicht. Krankenwagen werden Sie an der Queue unsrer Kolonne heute nicht finden. Also suchen Sie irgendwo unterzukommen. Viel Glück.“

Damit verschwand er, so geschwind als er konnte, im nächtlichen Dunkel. Der Mann hat deine Situation richtig erfaßt, sagte ich zu mir selbst. Guter Rat ist jetzt für dich teuer, wol unbezahlbar teuer. Der, den er gab: „Suchen Sie irgendwo unterzukommen!“ war, um ein ein geflügeltes Wort neuster Zeit zu gebrauchen, billig und schlecht. Die einzige Möglichkeit für einen Soldaten in meiner Lage ein leidliches Unterkommen zu finden, wären die Krankenwagen gewesen, deren mehrere bei gewöhnlichen Märschen hinter jedem Regimente dreinfahren. Heute hatte man sich damit keine Umstände gemacht. Unsere Armee sollte offenbar so beweglich als möglich und von allen nicht unbedingt nötigen Anhängseln frei sein. Und die Lösung war, wie es unser Bataillonskommandeur völlig zutreffend angekündigt hatte: „Was fällt, fällt!“ Das heißt aus dem Tautologisch-Lafonischen ins Allgemeinendliche übersetzt: Wer nicht mit vorwärts kann, wird seinem Schicksal überlassen, gleichviel ob dieses in dem Untergange besteht oder nicht.

Untergehen, umkommen, — hilflos umkommen — gewiß! In meinem Zustande, mit den immer zunehmenden, kaum noch das Aufatmen gestattenden Schmerzen im Leibe konnte ich mich nicht mehr lange vorwärts schleppen, — dann mußte ich auf dem Landwege, den ich neben den an mir vorbeiziehenden Truppen in die Nachtsfinsternis hinein entlang taumelte, zusammenbrechen. Wollte mir das Schicksal besonders übel, so marschierte vielleicht schon die nächste Kompagnie über meinen Leib hinweg. Wenn die Menschen nun auch alle den am Boden liegenden Kameraden mit ihren Fußtritten verschont hätten, was bei der Eilfertigkeit des Marsches und der Dunkelheit der Nacht fast

unmöglich war, — die Pferde und Kanonen am Ende unsrer Marschkolonnen namen solche Rücksicht sicherlich nicht. Also zertreten und zermalmt werden — das Los konnte mich in wenigen Stunden, vielleicht Viertelstunden oder noch eher, treffen.

Aber ich konnte ja Glück haben. Vielleicht ging der ganze, meilenlange Zug von Soldaten und Geschützen, der jetzt noch hinter mir war, an mir seitlings vorüber, ohne daß mir ein Haar gekrümmt wurde!

Vielleicht! Aber wenn auch! Was wurde aus mir dann? War unser Korps des Weges dahin, kam schließlich dieselbe Bahn ein anderer deutscher Truppenteil am nächsten oder den folgenden Tagen schon. Wenn ich also auf menschliche Hilfe rechnen wollte, so konnte sie höchst wahrscheinlich nur kommen von den französischen Bewohnern dieser Gegend. Und war vorauszusehen, daß diese unmittelbar nach dem Gemetzel der jüngstvergangenen Zeit, unmittelbar nach der furchtbaren Niederlage, der für den französischen Nationalstolz warhaft zerschmetternden Demütigung von Sedan die Humanität und allgemeinchristliche Nächstenliebe soweit treiben würden, einen einzelnen, hilflosen, oder doch wenigstens nur wenig widerstandsfähigen, ihnen auf Gnade oder Ungnade überlieferten Feind zu pflegen oder auch nur zu schonen?

Schwerlich! Ganz im Gegenteil war uns von mehreren unserer höheren Offiziere wiederholt und sehr dringlich ans Herz gelegt worden, wir möchten uns vor den Bewohnern des feindlichen Landes ja nach Möglichkeit in acht nehmen, schon viele der infolge von Uebermüdung, Erkrankung oder Verwundung Zurückgebliebenen seien der Erbitterung des unter den Drangsalen des Krieges sicherlich ja furchtbar leidenden französischen Volkes zum Opfer gefallen, förmlich hingeschlachtet oder wie tolle Hunde totgeschlagen worden.

Bei solchen Ausichten allein zurückbleiben, war gewiß nicht verlockend. Es blieb nichts übrig, als alle Kräfte aufzubieten und hinter unsern Truppen herzuschleichen, solange auch nur die geringste Spur den Weg verriet, den sie eingeschlagen hatten. Sie mußten doch endlich einmal irgendwo halt machen und Quartiere oder ein Bivouac beziehen. Ich biß die Zähne aufeinander, so fest ich konnte, und schleppte mich weiter. Wie Schemen zogen Truppen auf Truppen an mir vorbei. Unter den tausenden bekümmerte sich fast niemand um mich. Einige Jäger riefen mir freundliche Worte der Teilnahme zu, einer von ihnen ließ mich einen Schlud aus seiner Feldflasche nehmen, und ein junger Arzt fragte mich, was mir fele. Dann tat er wie jener Hauptmann — er zuckte die Achseln, sprach ein par nichtsagende Worte und eilte davon. Eines fiel mir auf: es fiel auch nicht ein barsches, böses Wort wider mich, der ich doch nur den Eindruck eines jener Maroden, wenn auch arg Maroden, machte, wie sie bei jeder marschierenden Soldatenabteilung in Feindesland so äußerst ungerne gesehen werden. Aber die Ursache lag nahe: die Ermüdung war zu allgemein und durch die ausgestandenen Strapazen dieses und der vorangegangenen Tage allzu berechtigt, als daß jetzt, nach wenigstens 9 Stunden lang ununterbrochenen Geschwindmarsches sich viele auch von den rauesten und robustesten Offizieren gefunden, die zu einem bräutlichen Verdammsurteil Lust gehabt. Dagegen war das Gefühl, daß es bei allen nicht mehr lange gehen könnte, allgemein.

„Quäl' dich nicht, Bruder,“ riefen mir die Jäger zu, „leg' dich ruhig in den Graben. Heut müssen wir alle dran glauben, — das hält kein Teufel aus, wenns auch nur noch eine Stunde dauert, liegen wir alle da!“

Mehr als ein Offizier hörte, wie die Leute so riefen, — keiner erwiderte eine Silbe mehr, am liebsten hätten sie sich gewiß auch auf

die kotbedeckte Straße lang hingestreckt, obgleich sie nicht den fünften Teil der Gepäckslast zu tragen hatten, als die gemeinen Soldaten.

Endlich war die gesamte Infanterie an mir vorüber, — die Artillerie rasselte vorbei und dann kamen ein par Wagen mit Offiziersgepäck. Sie waren mit diesem Gut überladen, und doch klebte oder hing an ihnen überall, wo Kisten oder Koffer handbreiten Raum zum Fußfassen oder Handanlegen bot, ein totmüder Soldat. Für mich war nirgends mehr Platz. Ganz hinten, mitten zwischen der geringen Zahl von Bedeckungsmanschaften für die Wagen, tauchte plötzlich ein Kabriolet auf. In dem saß ein Mann ganz allein. Ich hätte laut aufjubeln mögen vor Ueberraschung und Freude; mit einer äußersten Kraftanstrengung schleppte ich mich dicht an den Wagen heran und stammelte in fliegender Hast her, wie es mir ergangen, und daß ich jedenfalls verloren sei, wenn mich der Herr — es war ein Mann in Zivilkleidung — nicht barmherzig aufnahme in seinen Wagen, — für das bescheidenste Plätzchen würde ich unendlich dankbar sein.

Es war ein Mann Gottes, der mir da begegnet — ein Feldprediger. Sein Kutscher, ein Trainisoldat, ließ sein Pferd in den langsamsten Schritt fallen, als er gesehen, wie es mit mir stand. Der Prediger hüllte sich fester in seinen warmen Mantel und erwiderte mit Würde und Salbung:

„Sie stehen in Gottes Hand, mein Lieber. In meinem Wagen ist kein Platz. Zwei Sitze hat er nur. Auf dem zweiten sitzt mein Koffer. Neben dem Kutscher sitzt eine Kiste, — sie enthält auch unentbehrliches Gepäck, — ich bedaure also. Der Herr behüte Sie, — Kutscher, faren Sie zu.“

Für einen Augenblick war's mir, als wäre alle Ermattung von mir genommen. Ich richtete mich hoch auf und rief so laut, daß ich selbst von der Kraft meiner Stimme überrascht war:

„Ich danke Ihnen, Herr Feldprediger, für die Erfahrung, um die Sie mich bereichert haben. Ihr Herrgott sei Ihnen gnädig, — Sie haben's nötiger, als ich.“

Der Trainisoldat war inzwischen doch nicht rascher zugefahren — er hatte unschlüssig von seinem Vorgesetzten und Herrn auf mich und dann wieder nach mir zurück gesehen. Jetzt rief ich ihm zu:

„Far' nur zu, Kamerad! Mit dem Manne in deinem Wagen will ich nun keine Gemeinschaft, und wenn ich sterben soll, wie ein Hund. Adieu, Kamerad!“

Der Trainisoldat rief:

„Adie, adie — halt dich tapfer, Kamerad!“ Und dann hieb er auf sein Pferd so ingrämig ein, daß es einen wilden Satz nach vorwärts machte und das leichte Gefährt beinahe umgeschlagen wäre.

Ich hörte noch den Prediger mit entsetzter Stimme schimpfen und drohen — dann verschwand der Wagen in die Nacht hinein. Nur noch wenige unserer Soldaten zogen an mir vorbei — ich kummerte mich um keinen und keiner um mich. Die furchtbare Abspannung von vorher hatte sich sofort wieder geltend gemacht — ich taumelte wol kaum noch zwei oder dreihundert Schritte vorwärts — dann sank ich vor Schmerzen und Müdigkeit am Rande der Landstraße zusammen. Wieder vergingen mir die Sinne — diesmal aberkehrte das Bewußtsein nicht mehr so rasch zurück, als nach meinem ersten Falle.

Aber ich erwachte doch wieder zum Leben — nach wenigen Stunden. Ein furchtbar peinigendes Gefühl der Kälte rüttelte mich auf — es dämmerte bereits, ein feuchter Nebel beengte mein Gesicht — als ich meine Hände erheben wollte, war es, als ob sie im Wasser plätscherten — ein heftiger Schreck ergriff mich, als ich mich über meine Lage vergewisserte: ich stak im Wasser bis an die Brust!

Am Rande des Landstraßengraben's war ich umgesunken — der grade an dieser Stelle tiefe Graben war durch das tolle Regenwetter mit trübem, schlammigen Wasser fast gefüllt, während meiner Bewußtlosigkeit war ich tiefer und tiefer hineingeraten. Daß ich nicht elendig ertrunken war, konnte ich als ein wahres Wunder betrachten.

Ich kroch aus meiner nassen, schneidigkalten Lagerstätte heraus — hob mein Gewehr auf, das vor mir auf der Straße liegen geblieben war, nam aus dem zum auswinden durchnähten Brotbeutel meine Feldmütze — mein Helm war und blieb verschwunden, — rang nach Kräften das Wasser aus der Mütze und stülpte sie mir auf den Kopf. — Nun versuchte ich zu gehen.

Merkwürdigerweise ging es viel leichter, als ich nur im entferntesten für möglich gehalten hatte. Die Schmerzen im Leibe waren fast ganz verschwunden, alle Glieder waren steif, aber das Bedürfnis durch Bewegung im Körper Wärme zu erzeugen, überwand alle Schwierigkeiten. So war es denn gar kein langames Tempo, in dem ich in den nebelgrauen Morgen hinein schritt. Den Weg, welchen unsere Truppen genommen, konnte ich, wie ich bald zu meiner Ueberraschung inne ward, nicht verfassen. Er war mit Pferdeleichen und mit einer gar reichlichen Zahl toter oder halbtoter — meist vor Uebermüdung zusammengebrochener — Soldaten bezeichnet.

Als ich vorbei schritt, erhob dieser oder jener den Kopf, an jeden ging ich heran und sah, ob ich ihm vielleicht etwas helfen könne. Der eine aber sah mich nur mit starren glanzlosen Augen an, one ein Wort zu sagen und sein Haupt sank dann wieder kraftlos auf die Seite, der andere schüttelte den Kopf, ein Blutstrom stürzte ihm aus dem Munde und seine Augen brachen — er hatte ausgelampt. Zwei Oberschlesier, ein Geseiter und ein mit dem Geseitenknopf noch nicht ausgezeichneter Gemeiner, gewannen allein von der nicht geringen Zahl der Begemüden ringsumher die Kraft sich zu erheben. Sie schlossen sich mir an. Ich

fürte sie in mehrstündigen, für unsere zerشلagenen und zerlegenen, von Kälte und Nässe noch lange hochsteifen Glieder ungeheuer beschwerlichem Marsche unserem Armeekorps nach.

Des morgens zwischen neun und zehn Uhr erreichten wir Kethel, vor dem unsere Truppen — endlich — nach ganz abnormen Verluste an Maroden — bivouaciert hatten.

Sie waren längst wieder abmarschirt. Nur ein Brigadecommando, wenn ich nicht irre, und ein ganz kleiner Rest von Soldaten waren noch zurück. Wir schlossen uns diesen an und wurden auf Weiterwagen zu unseren Truppen befördert.

Ich wehrte mich noch zehn Tage lang gegen die Krankheit, welche ich jenem Gewaltmarsche am ersten „Ruhetage“ zu danken hatte, dann brach mit unwiderstehlicher Gewalt ein gastrisches Fieber aus, das sich zu einem echten und gerechten Typhus entwickelte.

Auch das überstand ich nach siebenwöchentlichem Kampfe. Feldtätig wurde ich während des ganzen Feldzuges nicht mehr. Ich sehnte mich auch nicht nach dem Felde. Ich hatte bei dem Kriege doch gar zu wenig für den einzelnen, der in erster Linie, Brust an Brust mit dem Feinde, agiert, herauskommen sehen.

Aber eine Erregungenschaft war mir geblieben: Die Ueberzeugung, daß jeder — auch der selbstbewussteste, stärkste Mensch, wo er get und stet, Verhältnisse finden kann — unausweichliche Schranken für die Freiheit seines Tuns und Lassens, an denen all' sein Mut und seine Kraft, all' das Vermögen seines Geistes wie seines Körpers zershellt wie Glas an Granit.

Man kann, man muß, wenn man nicht ein blöder Tor ist, bescheiden werden im Kriege, — Feldmarschall Moltke hat recht — nach einer Richtung hin wenigstens —, der Krieg ist die furchtbar harte Schule dieser einen Tugend, der Erkenntnis, wie jämmerlich schwach der Mensch ist.

B. G.

Blau Augen. Ein Händler mit Glasaugen (für Menschen) in Chicago (Illinois) hat vor kurzem eine sehr interessante Geschäfts-Statistik veröffentlicht, aus welcher hervorhet, daß der Verkauf von Glasaugen — die besten werden heiläufig im Kanton Uri in der Schweiz gemacht — in den Vereinigten Staaten eine bedeutende Höhe erreicht hat — sechs bis acht hundert das Jar — und daß der Verbrauch von blauen und überhaupt hellen Augen beständig zunimmt, während der von dunklen Augen beständig abnimmt. Vor 20 Jaren wurden in den Vereinigten Staaten noch mehr dunkle als helle Augen abgesetzt, wohingegen jetzt auf 1 dunkles Glasauge 20 helle kommen. Es beweist dies eine rasche Zurückdrängung der dunkeläugigen Rassen durch die helläugigen. Denn wer sich ein künstliches Auge kauft, wält selbstverständlich die Farbe seines natürlichen Auges (Fälle, wo jemand zwei künstliche Augen trägt, sind außerordentlich selten); und die dunkeläugigen Rassen haben nicht weniger Chancen ein Auge zu verlieren, als die helläugigen. Eher umgekehrt, da die dunkeläugigen Neger und Indianer weniger civilisirt, also größeren Gefahren durch Krankheiten, Gewalttätigkeiten u. s. w. ausgesetzt sind.

In Boston komt nach der Glasaugenstatistik 1 dunkles Auge auf 35 helle, meist blaue; in New-Orleans, wo das französische und das Neger-Element vorherrschen, 1 helles Auge auf 50 dunkle. In den nördlichen, mittleren und westlichen Staaten überwiegen die hellen Augen weitaus; nur im äußersten Süden dominieren die dunklen, aber das Gebiet ihrer Herrschaft wird mehr und mehr beschränkt.

Diese Glasaugenstatistik hat durch den neuesten Census der Vereinigten Staaten die vollste Bestätigung gefunden. Ihm zufolge nimmt das „ausländische Element“, d. h. die Einwanderer aus Europa im Norden, Westen und Osten immer mehr überhand. In Kalifornien beträgt es 51% der Gesamtbevölkerung, in Arizona 67½, in Dakota 62½ und in den nördlichen und alten westlichen Staaten durchschnittlich 32%. In den Südstaaten ist das „ausländische Element“ dagegen sehr schwach vertreten; in den kühleren Staaten beläuft es sich noch auf 10%, in den übrigen auf etwa 2% in Nordkarolina sogar auf kaum 1%. Mit Ausnahme der Neger und Mischlinge weisen die sämtlichen dunkeläugigen Rassen: Franzosen, Spanier und Indianer entweder eine absolute, oder eine relative Verminderung auf, während die helläugigen Rassen: Germanen (Deutsche, Engländer, Scandinaven) und Kelten (Irländer — meist helläugig), — die Slaven-Einwanderung ist nur schwach — in mächtigem Strom das Riesengebiet der Vereinigten Staaten überfluten. Unter solchen Umständen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß den blauen Augen die Herrschaft über die Neue Welt gesichert ist. Und daß die Neue Welt die Alte überflügeln wird, zum Teil schon überflügelt hat, unterliegt ebenfalls keinem Zweifel. Den blauen Augen gehört also im eigentlichen Sinne des Wortes die Welt Herrschaft. lb.

Auf der Schantel. (Bild S. 424.) Da sitzt er nun oben, der wilde Moriz, und stet Todesangst aus, während der kleine Hans die größte Freude über seine prekäre Situation empfindet. Moriz ist sonst sehr mutig, er hat weder Furcht vor dem großen Gänserich, noch vor dem wütenden Tiras, vor dem letzteren jedoch nur dann nicht, wenn er an der Kette liegt und man ihn one Gefar mit Steinen werfen kann. Diesen Mut entwickelt unser Wildfang aber auch seinen Spielkameraden gegenüber, und es gibt für ihn kein größeres Vergnügen, als diesem oder jenem einen Streich zu spielen. So hat er kürzlich erst noch dem

ruhig seines Weges gehenden Karl ein Bein gestellt, so daß dieser samt seinem Eierkorbe hinfiel, und unfreiwillig das Geschäft des Eieraufschlagens seinem Mütterchen abnehmen mußte — gestern wieder verfolgte er unaufgefordert Nachbars Gasse mit einem ganzen Krug voll Milch — kurz er, sonst ein ganz guter Junge, ist ein Ausbund, bei dem eine etwas strengere Erziehung, und müßte selbst das spanische Röhrlein helfen, durchaus nichts schaden könnte. Heute, noch vor kaum zehn Minuten, hat er den kleinen Hans auf der Schaukel emporgeschwungen, und das Recht des Stärkeren an ihm ausgeübt, indem er ihn oben verlassen zappeln und schreien ließ. Da kommt aber dessen ältere Schwester rechtzeitig zu Hilfe, und ehe er sich's versah, hat sich der Spieß umgedreht, und er befindet sich in derselben Lage. Seine Schwester, die zwar oft unter seinen Ungezogenheiten zu leiden hat, will ihm zwar, alle erlittene Unbill vergessend, geschwisterlich beistehen, ist aber, wie wir sehen, außer Stande, ihrem guten Willen durch die Tat Ausdruck zu geben. Für diesmal hat er seinen unerbittlichen Rächer gefunden und dieser läßt sich selbst nicht durch die schönsten Versprechungen erweichen — er hat sogar sich schon bereit erklärt, seinen neuen großen Gummiball hergeben zu wollen — er muß kapitulieren, d. h. geloben, daß er nie wieder solchen dummen Streich machen will. Noch hat er dies Zugeständnis nicht gemacht, noch überlegt er, ob er, der sich genügend bewußt ist, wie schwer ihm die Ausführung dieses Versprechens werden würde, überhaupt darauf eingehen soll. Aber schon der nächste Augenblick belehrt ihn, daß es diesmal doch wol am besten ist, einen ehrenvollen Rückzug anzutreten und so gibt er denn nach. Aber ob er Wort halten wird? — Vielleicht — vielleicht auch nicht! — art.

Wohnungen der Betschuanen. (Bilder S. 425.) Wer die in Nr. 17 und 18 des Feuilletons dieses Blattes befindlichen Artikel über die Sitten und Gebräuche des südafrikanischen Volksstammes der Betschuanen aufmerksam gelesen hat, der wird sich wundern, wie ein Volksstamm, der die Kunst des Schmiedens kent und ausübt, noch in so primitiven Hütten wohnt, wie sie durch unsere Illustrationen dargestellt werden. Hütten jedoch und Kleidung, sowie die sonstigen Sitten und Gebräuche, welche letzteren wir als gebildete Europäer, mindestens für grobe Unarten halten, stimmen ganz überein und so darf man wol annehmen, daß die Bearbeitung der Metalle diesen Eingebornen von außen gelehrt wurde und daß sie diese Kunst nur entsprechend ihrem allgemeinen Bildungsgrade anwenden, d. h. zur Anfertigung von Kriegswaffen. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, uns interessiert jedenfalls zunächst am meisten diese urwüchsige Art des Bauens, die uns in dem Bilde, welches eine einzelne Hütte darstellt, vorgeführt wird und uns zugleich die Anfänge der Baukunst, welche im Lauf der Geschichte eine so kolossale Entwicklung und Bedeutung erlangt haben, uns in den durch sie geschaffenen Palästen und Prachtbauten heute zur Bewunderung und Begeisterung hinführt. Es ist hier vorwiegend das Bedürfnis, Schutz zu finden gegen die sengenden Strahlen der Sonne und andere lästigen Äußerungen der Natur, welches bei der Aufführung dieser Baue bestimmend wirkt — der Schönheitssinn spielt nur eine unbedeutende Rolle und äußert sich, wenn man von der Regelform der Hütten und der eigentümlichen Art der Dekoration, die darin besteht, die Wände von außen mit einem Gemisch von Ton und Kalkbinder zu bekleiden, absetzt, vor allem in dem Gesecht, das jede Hütte umgibt und mit dem, wie unsere Illustration zeigt, soeben drei Frauen beschäftigt sind. Wie diese simple Hütte der Punkt ist, aus dem sich allmählich unsere heutige Architektur entwickelt, so — was nicht minder fähig und für viele unglauhaft klingt — ist auch dieses Gesecht aus Reihern die ursprüngliche Textilarbeit und alle unsere großartigen Erzeugnisse der Weberei müssen, mögen sie auch noch so sehr mit ihren edlen Stoffen prangen, die als ihre Mutter anerkennen. Noch eines verdient Erwähnung. Es ist bei den Betschuanen Sitte, daß sich ihre mit vieler Liebe behandelten Kinder rund um die Hütte des Vaters — der um so stolzer, je größer die Nachkommenschaft ist — ansiedeln, und daß sich gegen die Mitte dieses Kreises der „Kotla“, ein Platz mit Feuerstelle befindet, wo sich die Angehörigen zusammenfinden und essend, arbeitend und plaudernd die Zeit verbringen. Der Arme hält sich zum Kotla eines Reichen und wird von diesem als Kind behandelt. Der Betschuane ist nun gewohnt, alles rund anzulegen, weswegen man auch bei ihm weder viereckige Häuser noch gerade Straßen findet, und daher kommt es denn, daß, wenn mehrere Stämme sich gemeinschaftlich niederlassen, was wiederum in kreisförmiger Weise geschieht, wodurch ein großer Kreis solcher Hüttenkreise entsteht — Dorf oder Stadt genannt — mit einem großen Kotla in der Mitte. Unser zweites Bild zeigt uns diesen Brauch in Mornachomo, einer Stadt der Bakwena oder Bakwena, einer der 11 westlichen Betschuanenstämme, der, was ihn in den Augen manches Europäers ganz besonders wichtig machen wird, noch ehe die Missionäre zu ihm kamen, schon das Impfen eingeführt

hatte. Die Bakwena, gleich den andern Betschuanenstämmen, werden in dem nächsten Jahrhundert zu beweisen haben, ob ihre Race der europäischen Kulturentwicklung, welche von dem Kaplande seit geraumer Zeit Besitz ergriffen hat, nachzukommen und im Kampfe, wenn nicht ums politische Dasein, so doch wenigstens ums Dasein überhaupt sich zu erhalten vermag. Daß sie ursprünglich Zeug genug zu hoher Kultur gehabt haben, zeigt ihr Leben und Treiben, ihr Arbeiten und Kämpfen deutlich genug.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Neues über Trichinen. Während bisher allgemein angenommen wurde, daß die Trichine nur im Darne (Darmtrichine) und im Muskel, also im eigentlichen mageren Fleische (Muskeltrichine) vorkomme, hat neuerdings J. Chatin in Paris auch im Fette des Schweines diesen Parasiten vorgefunden. Fütterungsversuche ergaben, daß die Tiere, welche mit solchen Speckseiten gefüttert wurden, noch keinerlei Krankheitssymptome darboten; während andre nach dem Genuße der Fleischteile von den betreffenden Wirteln an Darmtrichinose erkrankten, teilweise starben. Demnach müßte in Zukunft nicht nur der Muskel, sondern auch das Fett auf Trichinen geprüft werden. xx.

Redaktionskorrespondenz.

Berlin. Maurer W. S. In den centralamerikanischen Republiken kursieren als Münzen der aus hundert Centavos bestehende Peso, welcher nach unserm Gelde vier Mark gilt. Die größte Goldmünze ist 1 London Gold zu 2 Doblons, in dem Werte von Mark 37,80. Die Hauptprodukte Centralamerikas sind 1½ millionen Gentner Kaffee, dann Zucker, Kakao, Cochenille, Indigo, Tabak, Reis, Kautschuk, Sarapailla, Balsam, Gummi, Farbe- und Tischlerholz (Mahagoni- und Gebeholz), Häute, Baumwolle, Gold und Silber. In der Republik Mexiko gilt der Piaster, zu 8 Reales oder 100 Centimes, gleich M. 4,33, und die Unze Gold zu 16 Piaster, d. i. M. 66,11. Die Hauptprodukte bestehen in Silber (75 mill. Mark jährlich), Weizen (gegen 5 mill. Mark), Bohnen, Vanille, Sarapailla, Kaffee, Zucker, Jalappe, Baumwolle, Kakao, Cochenille und Holzern.

Braunschweig. Frau C. Die Sie störende und Ihre alten guten Möbel zerfressende sogenannte Totenur, mit dem wissenschaftlichen Namen Anobium portinax, ist eine der Arten von der Käfergattung der Holzbores, die Sie durch trockne Wärme vernichten können. — Das Rezept, Blumen mit noch verschlossener Knospe rasch zum Aufblühen zu bringen, ist u. a. in dem jüngsten Omnibus-Kalender (1881) mitgeteilt worden. Da wir nicht wissen, ob Sie den Kalender besitzen, so sei es hier kurz widerholt. Man schneidet die Blumen kurz ab und stellt sie dann in Wasser, das mit Salpeter getränkt ist. Reife Knospen (war dort noch hinzugefügt), die man abgeschüttelt und an der Schnittfläche mit Siegelwachs verschlossen in recht trocknes Papier eingewickelt hat, können nach Monaten noch zum Blühen gebracht werden, wenn man das verhegelte Stück des Stils abschneidet und diesen dann in Salzwasser stellt.

Ort nicht angegeben. G. F. R. Ihr Gedicht „Arbeit“ enthält einige häßliche Gebanten und zeigt eine gewisse Sprachgewandtheit, doch ist es zur Veröffentlichung nicht reif. Dies liegt einestheils daran, daß der Grundgedanke nicht tief und klar genug ist und daß außerdem auch die Form noch manche arge Mängel hat. So reimten Sie z. B. ganz fähig „ungefährlich“ auf „verhülltem“; das get nun unter feinen Umständen. Ihre Bemerkung, daß auch der Staatsanwalt gegen diese Ihre Verse etwas einzuwenden haben könnte, ist unglücklich. Wenn Sie fleißig denken und lernen, können Sie es allgemach schon zu etwas bringen.

Ga. Lehrer B. Das Gedicht mit den Schlussworten: „Die Erde träumt neue Bäume, — Dann aber träum' ich neues Leid.“ ist von Chamisso, und lautet mit der Ueberschrift: —

Der erste Schnee.

Was seltsam schleichend euch umponnen
Mit argem Trug, eh' ihr's gedacht,
Seht, steht den Unheil! über Nacht
Hat er sich andern Rat eronnen.
Seht, steht den Schneemantel fallen,
Das ist des Winters Herrscherkleid;
Die Karve läßt der Grimme fallen;
Nun wißt ihr doch, woran ihr seid.
Er hat der Furcht euch überhoben,
Lebt auf zur Hoffnung und seid stark;
Schon kehrt der Lenz an seinem Wart,
Geduld! und mag der Wätrich toben.
Geduld! schon ruft der Lenz die Sonne,
Bald wehen sie ein Blumenkleid,
Die Erde träumt neue Bäume, —
Dann aber träum' ich neues Leid.

Warschau. P. T. Der Unterschied zwischen einer ständischen Verfassung und einer Repräsentativverfassung, wie er gegenwärtig in allen größeren europäischen Staaten, Rußland ausgenommen, besteht, wird durch eine Auslassung der berichtigten „rechten Hand“ Metternichs, nämlich Friedrichs v. Geng, gut charakterisiert. Derselbe erklärte 1819 auf dem Karlsbader Kongreß zu der Frage der Revision des Art. 13 der deutschen Bundesverfassung, den einige deutsche Fürsten, nach Metternich und Geng, so „mißverstanden“ hatten, daß sie ihr Volk eine Volksvertretung wählen ließen: zwischen einer Konstitution nach englischem Muster (eben einer repräsentativen) und einer ständischen Verfassung bestehe ein unendlich großer Unterschied, denn bei der letzteren gebe es nur Abgeordnete der Korporationen und Stände, keineswegs aber aus unmittelbaren Wahlen des Volks hervorgegangene Deputierte, und überdies hätten jene ständischen Abgeordneten kein weiteres Recht, als das, den Souverän zu beraten. Bei einer Repräsentativverfassung teile man die Gewalt zwischen Fürst und Volk und mache dadurch das letztere zum Mitregenten. — Das par nobilio fratrum Metternich und Geng würde übrigens warseimlich gar keine so große Abneigung gegen diese Mitregentschaft des Volks gehabt haben, wenn sie gewußt hätten, was ein Staatsmann von echtem Schrot und Korn alles mit jeder der so gefürchteten Repräsentativverfassungen anstellen kann.

Inhalt. Herschen oder dienen? Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Universitätsleben und Universitätsfreunde. Eine Erinnerung von F. D. H. Temme. — Wunderliche Heilige. Bilder aus der Kulturgeschichte des ersten Jahrhunderts, von Dr. Max Vogler (Schluß). — Das Individuum, von Dr. E. Reich. — Harmlose Geschichten und Plaudereien (Schluß). — Blaue Augen. — Auf der Schaukel (mit Illustr.). — Wohnungen der Betschuanen (mit Illustrationen). — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Neues über Trichinen. — Redaktionskorrespondenz.